Ex Electorali Bibliotheca
Serenis[rum] Vtriusq; Bauariæ
Ducum.

A. N°. 443.

Oec. 1893

Oeconomica. S.S. agriculturae singularum regionum 173.

~~Oec. agr. N. 80.~~

R

Handbuch
für die
österreichische Landjugend
zum Unterricht
einer wohlgeordneten
Feldwirthschaft,
Verfaßt
von
Johann Wiegand,
der Kaiserl. Königl. Niederösterreichischen
ökonomischen Gesellschaft Mitgliede
in Wien.

WJEN,
gedruckt und verlegt von Joseph Kurzböck, k. k.
illyrisch- und orientalischen Hof- wie auch N. Oest.
Landschafts- und Universitäts- Buchdruckern.
1771.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht

an den

geehrten Leser überhaupt;

insonderheit aber

an die ehrwürdigen Schulvorsteher, Schullehrer, und Wirtschaftsbeamten

auf dem Lande.

Man hat schon lange die Klage wider den Landmann, und zwar nicht ohne Grund erhoben, daß er allzusehr an seinen alten Gewohnheiten klebe, und wider alle neue und nützliche Verbesserungen hartnäckig ein-

eingenommen, allen Anweisungen zum Bessern eigensinnig widerstrebe. Ueberhaupt, heißt es, sey der Bauer unmuthig, ohne alle Lust in seinen Geschäfften, und empfinde weder ein Vergnügen in sich selbst, noch einige Freude an seinem Stande; vielmehr sey derselbe murrisch, niedergeschlagen, stäts verdrossen, träg, faul, u. s. w.

Es sind auch alle diese Beschuldigungen beynahe von dem größten Theile dieser so nützlichen Klasse von Menschen wahr: und alle diejenigen, welche mit ihnen umgehen, bezeugen es einhällig.

Allein es ist auch nicht weniger wahr, was von so vielen redlichen, einsichtvollen Männern, und eifrigen Patrioten ist beobachtet und angemerket worden: daß die Erziehung der Landjugend, sowohl in Absicht auf die heilige Religion, Bildung der Sitten und Lenkung des Willens, als in dem Unterrichte des Ackerbaues und der Viehzucht, bishero fast gänzlich verabsäumet worden ist. Man hat den Bauernstand sich selbst und seiner angebohrnen Rohheit überlassen, und demselben weder Reiz zum Fleiße,

noch

noch Liebe und Anmuth zu seinem so nöthigen und wichtigen, als mühseligen Berufe beyzubringen gesuchet. Wer ist also Schuld an den Fehlern, deren man sie beschuldiget?

Welchen Dank und Nachruhm bey der patriotischen Welt, würden sich nicht die Vorsteher und Lehrer der Landschulen zu versprechen haben, wenn sie anfangen wollten, sich der verlassenen Bauernjugend mit Liebe, Ernst und Nachdruck anzunehmen, und derselben eine wahre Lust zu ihrem Feldbau, eine eifrige Zuneigung zum Vaterlande, und einen löblichen Stolz auf ihren Fleiß und Beruf einzupflanzen! Fürwahr diese so nützlichen als lobwürdigen Bemühungen würden sie bis zur Stuffe der witzigsten Gelehrten, und scharfsinnigsten Schriftsteller unsers Jahrhunderts hinaufheben, und die Nachwelt würde sie weit seliger preisen, als jene.

Schon unter den Römern suchten die größten und gelehrtesten Männer, Virgil, Columella, Plinius u. a. m., deren Ruhm noch jetzo lebt, und ewig leben wird, durch ihre Schriften nicht

nur der Landjugend Unterrichtung in dem Ackerbau zu geben; sondern auch derselben ihren Stand, der mit so vieler Mühe und Arbeit verbunden ist, in poetischen Schilderungen, auf eine ihrem Verstande und ihren Sinnen fühlbare Art, so reizend als möglich vorzustellen.

Der würdige Landmann, sagte beyläufig der unsterbliche Virgil, der in niedrigem Stande gebohren, und hart erzogen ist; der die Genügsamkeit zum Reichthume, und den nöthigen Unterhalt zum Schutze hat; der einfältig, gerecht in seinen Handlungen, rein im Gewissen, unangesteckt von Lastern, ungestört von Furcht; der bey geringen Mitteln und weniger Bedürfniß, im Arbeiten seinen Beruf, und zugleich sein Vergnügen findet: dieser genießet in einem einzigen Tage mehr Freuden, als ein ganzes Leben derer, die ihr Stern über diese gesetzt, oder ihr Geschick in den Städten zu wohnen, verurtheilet hat.

Von Gesundheit aufgeweckt, steht er mit dem Tage auf, und geht an seine Arbeit, als gienge er zum Spiele. Ihm sind solche Arbeiten ein Leichtes, unter

deren Hälfte ein Stadtbewohner ächzen würde. Hitze und Kälte, welche diesen in Unmacht legen würden, erträgt er aus beständiger Gewohnheit abgehärtet, ohne Klagen, wovon jener glauben würde daß er sterben müßte.

Seine Mahlzeit ist kurz, und schlechte Kost ist seine Speis. Seinen Durst löscht er aus kühlen Quellen, oder einem klaren nahen Bache; und er verlangt keine gewürzte Brühen, denn der Hunger ist sein Koch. Wenn der Abendthau fällt; wenn die Sonne hinter den Bergen hinabsinkt; wenn der Rauch über ihren Dörfern in die Höhe steigt, und von ferne in der Demmerung mit einem dumpern Schein in sein schmachtendes Auge leuchtet, und das Abendessen ansagt: so gehet er mit männlichen Schritten nach seiner Hütte, und ißt, mit seinen nervichten Kindern, die reinliche obschon grobe Speis, die sein zärtliches Weib zu seiner Ankunft zubereitet hat, und die mit Freundlichkeit und einem geselligen Wesen gewürzt ist. Dann kriecht er unter seine rauhe Decke, und auf sein hartes Lager, schläft sanft und ohne

Sorgen, bis ihn sein Haushahn ermuntert.

O! gar zu beglückter Landmann, wenn du nur dein Glück kennetest! Dir giebt die gerechte Erde, ohne Waffen und Uneinigkeit, für deine Mühe und Arbeit, ihren Segen, und deinen Unterhalt, mit Wucher zurück.

Am Morgen gehet er wiederum fröhlich an seine Feldarbeit. Der brennenden Mittagshitze weicht er aus, so viel er kann, und sucht seine Erquickung unter einer dick belaubten Eiche, oder hinter einem grünen Busche. Das Lispeln der Blätter schlummert ihn ein. Das Brüllen der Rinder und Blöcken der Schafe, die unweit von ihm den kühlen Schatten genießen, machen nur, durch ihren gemilderten Ton, ein sanftes Gefühl der Empfindung in seinem rastenden Körper. Er schläft ganz ein, bis die sengenden Stralen die Erde nur schief treffen.

Stäts giebt ihm die Jahrszeit bald Obst, bald junges Vieh, bald Gartengewächse. Er sieht seine Felder mit Halmen und reichen Aehren belastet, bald in

Gar-

Garben gebunden; bald volle Wägen damit beladen, unter der schweren Last des eingeärnteten Segens knarren und knacken. Seine Scheuer wird mit Früchten angefüllet, die nun nichts anders als den Drescher erwarten. Der Herbst füllet seine Keller mit Most, und seine Kammern mit Baumfrüchten. Pflanzen und Erdgewächse, für seine und seines Viehes Nahrung, in der Zeit da die Natur ausruhet, finden kaum Platz genug, aufbehalten zu werden. Die Wälder zeigen eine volle Mast, die Herden genießen der wilden Früchte, die die Natur ohne Kunst den nützlichen Thieren zubereitet hat. Er besorgt seine Haushaltung mit Wintervorrath, und seine Kinder, die ihm zärtlich um den Hals hangen, fragen mit frohem Lächeln, um den Tag des Schlachtens, und freuen sich auf solchen so, wie sich der Vater auf die Zeit der Aernte freuet.

In so einem unerkannten Glücke, und in solcher reichen Zufriedenheit, verfließet in der tiefen Stille des Landes, ein Leben, gegen welches der schimmernde Pracht, der Ueberfluß, und der in

Freuden verkleidete Kummer der Städte, so wie der Betrug des Schattenspiels vor der Wahrheit, verschwindet. Keine Hoffnung zu hohen Ehrenstuffen, keine Sorge aus solchen heruntergesetzt zu werden, stöhret dem Landmanne seine Ruhe. Mit sich selbst zufrieden, kennet er keinen andern Stolz, als jenen auf seinen Fleiß. Am Tage hat er seine Lust an seinen fetten Fluren und gesundem Viehe; und am Abend empfindet er die zärtlichste Freude an seinen muntern Kindern, und ihrer åmsigen Mutter. O! ein edles Leben! ein Leben voller Unschuld! eine erquickende Ruhe, frey von Sorgen! Dieser genießt der Landmann, der Feldbewohner, der arbeitsame wackere Bauer; und dieser sanften Ruhe genießet er zu Zeiten zwischen den Furchen seines zeitigen Getraides, oder auf dem Rasen seiner grünen Wiesen, oder unter dem Schatten seines belaubten Weinstockes, oder bey einer rieselnden Quelle. Sein Schlaf ist übersanft: eine Ruhe, die dem Menschen so angemessen ist.

So schön schrieben vor mehr dann anderthalb tausend Jahren die klugen

und patriotischen Römer, um ihr Landvolk zu ermuntern, ihnen ihren Stand schätzbar, und den Fleiß reizend zu machen. Was sollen also nicht wir in unserm weit aufgeklärtern Jahrhunderte, in einer Zeit, wo nur Weisheit, Güte und Menschenliebe, wo Therese und Joseph herrschen, wo der Wirtschaftsgeist alles zu beleben beginnet, von unsern einsehenden Vätern und Vorstehern der Schulen auf dem Lande, gegen die damaligen dunkeln Zeiten, und tyrannischen Regierungen, erwarten? Ich hoffe und glaube, das Beste. Sie sind diejenigen, die mitten unter diesem folgsamen und nachäffenden Volke, wenigstens so weit es die Jugend angeht, wohnen. Sie befinden sich gleichsam in dem Herze jeder Landgemeinde, und haben die Triebfedern ihrer Gemüther so zu sagen in den Händen, daß sie dieselben biegen und lenken können wie sie nur wollen. Wie leicht wird es ihnen also nicht seyn, in den zarten Seelen der Landjugend, nebst dem Unterrichte in der chrißlichen Lehre, den Grund zu einer vollkommenen Land-

wirtschaft zu legen! Vor allem aber sollten sie sich angelegen seyn laßen, denselben eine wahre Hochachtung für ihren Beruf, und eine Lust zu den mühseligen Pflichten desselben einzuprägen, und ihnen begreiflich zu machen, wie liebreich der allerweiseste Schöpfer in allem für sie gesorget habe, daß ihr Stand keineswegs verächtlich, sondern bey allen Rechtschaffenen ehrwürdig, und ihr Leben lange nicht so elend sey, als sie sich einbilden.

Die Natur bietet bey jedem Schritte Gegenstände dar, die den Landmann ermuntern und belehren können, wenn man ihm nur sagt, daß sie nicht von ungefähr, sondern um seiner Willen, und für die, welche zugleich mit ihm das Feld bewohnen, da sind. Ich will einige zu Beyspielen aufstellen.

Die frühe **Morgenröthe**, welche der majestätische Schöpfer mit dem Kleide der Herrlichkeit umgeben hat, stellt sich fast Niemanden, als dem fleißigen Ackersmann zur entzückenden Bewunderung dar. Laßt uns bey diesem reizenden Wunder der Natur, und seiner Schönheit,

heit, ein wenig stille stehen. Kaum ist die braune Demmerung von der hinten nachruckenden Sonne verdrungen: so steigt ein weisses ehrwürdiges Grau an dem Horizonte empor. Ein gelinder Schimmer verdringt die noch übrigen wenigen Sternenlichter, die sich im Weste verweilt hatten. Dieser Raum wird allmählich mit einem prachtvollen Purpurrothe erfüllet. Ein schönes Goldgelb quillt gleichsam aus der Erde hervor, und verkündiget uns das nahe Daseyn der lieben Sonne. Dieser herrliche Glanz überzieht die ganze Breite des Himmels an der Morgenseite. Endlich tritt die Sonne mit langsamen und majestätischen Schritten hinter unserm Erdballen in ihrer vollen Glorie herauf. Der Mond, welcher sich noch bey den lezten Sternen befand, erblaßt bey dem Anblicke dieses großen Weltlichtes, und eilet sich unter die Erde zu verbergen.

Ein kochendes Meer von Feuer und Flammen, hebt sich nach und nach in die heitere Luft. Seine Stralen durchstreichen die Oberfläche der Erde, und sein Licht blinzet über alle Felder, Wälder und

Auen.

Auen. Vor ihm fliehen die Nebel; theils senken sie sich in die Tiefe, andere suchen die Gipfel der Berge, und scheinen sich in ihrer Flucht einander den Weeg abzugewinnen. Unendliche Millionen kleiner Sonnen bilden sich in den Thautropfen auf den Saaten, Gräsern und Pflanzen.

Unter der Zeit, da die Natur dieses so ergätzende als wunderbare Schauspiel aufführet, hat sie keinen andern Zuschauer, als den fleißigen Landmann, der sich alsdann auf seinem Acker, auf seinem Weinberge, oder auf seiner Wiese befindet. Hundert benachbarte Standsgenossen theilen die freudige Bewunderung mit ihm, und dienen ihm zur Aufmunterung. Er höret die Räder an den Pflügen und Wägen rasseln, die Peitsche klatschen, die Sensen klingen, und die Sicheln rauschen. Der frohe Schäfer spielt auf seiner Flöte, und hilft den lieblichen Ton so vieler tausend geflügelter Sänger, die aus eben so vielen wirbelnden Kehlen dem neuen Tage entgegen singen, erhöhen.

Sind dieses nicht die erhabensten und prächtigsten Auftritte der Natur, die der Städte nachahmende Künsteleyen unendlich übertreffen, und doch nur zum Vergnügen des Landmannes, und deren, die zugleich mit ihm auf dem Lande wohnen, vorgestellet werden?

Einen gleichen Reiz und Anmuth gewähret dem Landmanne die gütige Natur durch den ankommenden Frühling. Sie läßt die Erde, welche von ihrer vorjährigen Arbeit ermüdet, gleichsam in einen tiefen Schlaf war versenket worden, wieder zu ihrer Thätigkeit aufwachen. Nun fängt sie an zu wirken, und alles bekömmt mit ihr ein neues Leben. Der Saft in den Bäumen schmelzt, wird rege und treibet. Die jungen Zweige und Blätter, welche in ihren Knospen wie in Windeln eingewickelt und verwahrt lagen, beginnen sich zu rühren, und aus ihren Hüllen hervorzukriechen. Die Felder und Wiesen werden ihrer Winterdecke entlediget. Eine erwärmende Kraft durchziehet die ganze Erde. Gras und Kräuter erheben ihre grünen Spitzen über die Bodenfläche; unzählige Blumenköp-

se, in tausendfachen Gattungen und Gestalten, steigen freudig empor. Die Flüße und Bäche zerreißen ihren Eisdeckel, und strömen mit stolzem Geräusche durch die Wiesen und Auen. Der Hügel erscheint wieder in seiner anmuthigen Grüne, und ladet die hupfenden Schafe und tanzenden Lämmer zur Weide ein. Die Bäume und Gebüsche zeigen ihren ma nigfaltigen Schmuck, mit rother und weißen Blühe vermischt, die dem Land-Mann den erquickendsten Geruch entgegen duften.

Die Wälder und Gärten bedecken sich mit einem grünenden Laubdache, um einen erlabenden Schatten für die nachkommende Sommerhitze zuzubereiten. In den Teichen, und Morästen erhebt sich das schlanke Rohr und Binsengras, zwischen welchen viele tausend quackende Frösche dem Frühlinge entgegen rufen. Die schlaflosen Röhrlinge verbringen ganze Nächte mit ihrem Freudengeschrey, daß sich die angenehme Zeit wieder genähert hat. Die glatten Wasserflächen sind mit schwimmenden Enten und anderem Wasserviehe gleichsam bedeckt, wovon ein je-

des entweder mit Suchung seiner Nahrung, oder Erbauung seines Nestes beschäfftigt ist. Die Vögel, besonders das männliche Geschlecht, lassen ihr Gesang, ein jeder nach seiner Art, ertönen, um sich eine Gattinn herbeyzulocken, mit welcher er sich paaren, und ihr getreu seyn können. Die geschäfftige Biene sumset, vom frühen Morgen bis in den späten Abend, durch die Luft und zu den Gewächsen der Erde, um den süßen Thau des Himmels, und den Balsam der mannigfaltigen Blumen, in ihre Behältniße zu sammlen und einzutragen. Die fleißige Ameise suchet die im Winter verlassenen Heerstraßen zu den Gegenden wieder hervor, wo sie den Weihrauch zu den Altären und zum Dankopfer des Ewigen, herholen solle.

Die Felder und Weinberge wimmeln nunmehr mit unermüdeten Haus- und Landwirthen. Der eine singt mit der Haue in der Hand, der andere pfeift hinter dem Pfluge, aus einem inneren Freudentriebe, daß nun die frohe Zeit zu seiner Feldarbeit wieder angebrochen sey. Die Krähen und Dohlen begleiten ihn

auf jeder frischen Furche, und vertilgen zum Besten des Landmanns, die ausgeackerten schädlichen Gewürmer und Käfer.

Nach dem Pflügen streckt der Landmann seinen Arm, unter gemessenen Schritten, zum Säen aus, und bestreuet seine umgerührten Aecker mit Körnern von Sommerfrüchten. Die nachfolgende Ege ist beflissen, den ausgesäeten Samen mit Erde zu bedecken, und ihn vor den Fraße der Thiere zu bewahren.

Unter dieser so schönen und nützlichen Arbeit des Landmannes, hebt sich die Feldlerche über seinem Haupte hoch in die Luft, und singt ihr Danklied, daß er ihr, durch das Besämen der Flur einen sicheren Aufenthalt zur Fortpflanzung ihres Geschlechts, zubereiten will.

In seinem Hof und Garten sieht der Bauer mit Vergnügen dem Fleiße der Hausschwalbe, des Sperlings, und anderer kleinen Gefitterarten zu, die sich, aus Neigung zu den Menschen, ihren Häusern nähern. Er läßt sich ihre Geschäfftigkeit zu seiner Unterhaltung dienen, indem er nicht ohne Bewunderung zuschauet, wie ämsig sie in ihren Schnä-

be-

belein, das eine Koth oder Laimen, mit Geströhe vermischt, ein anderes Federn und Wolle, und ein drittes allerhand Genistwerk von dörrem Grase, zu ihren Nestern herbeytragen. Der stumme Storch steht mit gestreckten Beinen auf dem Giebel der Scheuer, und macht der ganzen Gemeinde, durch sein rasches Geklapper, seine Ankunft zu wissen, zum Zeichen, daß die frohe Frühlingszeit wirklich herzugekommen ist.

Ich könnte noch tausend solcher Anspielungen aus der edlen Natur, die der Landjugend sowohl zur Lehre in Erkenntniß des grundgütigen Schöpfers, als zur Auffrischung ihres Fleißes, dienen könnten, dahier anbringen: allein ich habe oben schon erinnert, daß ich nur einige Beyspiele zum Muster aufstellen will, in dem Vertrauen, daß die Herrn Vorsteher und Lehrer der Landschulen das übrige durch ihr kluges Nachdenken ersetzen werden.

Der Sommer, in welchem die gütige Vorsicht dem Landmanne seinen Schweiß belohnet, ist nicht weniger reizend und lehrreich für die Baurenjugend,

als die vorhergegangene Frühlingszeit. Die Wiesen sind das erste, wovon der Landmann die Früchte der Natur und seines Fleißes einsammlet. Wie prächtig, anmuthig und lebhaft ist nicht eine mit schönem Grase und untermischten tausendfachen Blumen geschmückte Wiese und Aue, ehe die scharfe Sense des Mäders ihren Schmuck niederhauet! Sie strotzet von einer stolz aufgerichteten Grüne, aus welcher allenthalben bunte Blumen hervorstechen, deren Anblick die künstlichsten Gemälde und Tapezereyen, womit die Reichen in den Städten ihre Wohnungen zieren, gar weit hinter sich setzet.

Der muntere Landmann, wandert vor der kühlen Demmerung, bey dem Mondscheine und blinkenden Sternenlichte, seinen grünen Matten zu. Die Sense fährt durch das dichte Gras, und mähet es ab. Unterdessen ist die liebliche Nachtigall in den nahen Gebüschen, mit dem schmeichlenden Tone ihres Gesangs seine Gefährtinn, die ihm seine Nachtarbeit versüßet. Mit Anbruche des Tages kömmt die zärtliche Hauswirthinn in dem Kreise ihrer Kinder, in einer Hand den

Re-

Rechen, in der andern das Frühstuck für die ermüdeten Mäder. Man lagert sich in das Gras, und geniesset einer natürlichen Speise, welche durch den Appetit gesunder Gäste weit köstlicher gewürzet ist, als die niedlichsten Gerichte der verzärtelten Städtebewohner.

Während dem beschäfftigen sich hundert Hände, das abgehauene Gras zu zerstreuen. Zarte Kinder wollen an dieser Arbeit Theil nehmen; sie spielen um ihre Mütter her, als wollten sie ihnen behilflich seyn: aber bald ermüdet, strecken sie sich in das welke Gras, und härten, durch den geistigen Einfluß der Sonne, und den balsamischen Ausduft der Kräuter und Blumen, ihren weichen Körper ab. Die Sonne steigt allgemach höher, das Gras wird wiederholtemale umgewendet; man hört von neuem die Sensen tängeln, und die Mäder greifen wieder zu ihrem Werke — Das dürrgewordene Gras oder Heu wird auf Hausen getragen. Indessen kommen singende und freudige Knechte mit ihren Wägen herzugefahren, worauf die zubereitete Nahrung für das nützliche Hausviehe

aufgeladen wird. Das stolze Pferd, oder der standhafte Ochs, führen den schwerbelasteten Wagen, der unter seiner Bürde seufzet und knarret, mit muntern Schritten der Scheuer zu, gleich als wären sie sich bewußt, daß dieser Vorrath von ihrem sorgfältigen Hauswirthe für sie auf den Winter bestimmet wäre.

Die abgemäheten Wiesen sehen sich, nach dem Verluste ihres Schmuckes, gleichsam kahl und nackend. Es scheinet, als ob sie hierüber eine Art von Scham empfänden, sie treiben deswegen mit allen Kräften neue Grasspitzen hervor, um mit solchen ihre Blöße zu bedecken. Es wächst ein junges Grumet, und überziehet den blaß und grau gewordenen Boden mit einer grünsammetenen Decke: einer Nahrung für die jungen Rinder.

Wie erfreulich und reizvoll die Heuärnte für den fleißigen Landmann war: so erquickend ist ihm der Anblick seiner Traidfluren. Er betrachtet seine besämten Felder, an den geheiligten Tagen, in Begleitung seiner gefälligen Gattinn, mit dem lebhaftesten Gefühle des Vergnügens. Er sieht mit innigster Her-

zens-

zenslust, die in die Reife gehenden schwanken Hälmer, mit ihren grünlicht-gelben Aehren, von der Last ihrer Körner gebeugt, gleich einem spielenden Meere, hin und her wallen, die, wie die Wogen, bald in die Tiefe sinken, bald in die Höhe steigen. Diese ununterbrochene Abwechslung des schwankenden Getraids geschieht mit solcher Ordnung und Gleichförmigkeit, daß solche das Aug nicht ohne Ergätzen ansehen kann. Und da jenes, durch diese anhaltende Bewegung, sich in mancherley Veränderungen öffnet und wieder schließt, und sich dem Zuschauer auf verschiedenen Seiten zeiget: so wechseln halb weiß, gelb und blond, mit eingestreutem Gold und Silber vermengt, miteinander ab; die grünen Kräuter, die blauen und rothen Kornblumen stellen sich in einer so ausserordentlich schönen Vermischung von Farben dar, die ein unbeschreiblich prächtiges und erhabenes Ansehen mittheilen. Dieser holde Anblick von natürlicher Schönheit, fordert die ganze Seele zur tiefsten Dankbarkeit gegen den Allmächtigen auf, der uns in diesem paradisischen Vorbilde

gleichsam sagen will: Siehe Mensch! hier wächst dein Fleisch und Blut.

Nun kömmt der fröliche Schnitter. Wie freudig eilt er seinen Fluren zu, um den Segen Gottes und der Erde einzuärnten! die Sicheln rauschen durch das ganze Gefild; die Wellen des Getraids lagern sich dick aneinander; die Aufbinder können dem Fleiße der jungen und muntern Schnitter kaum folgen. Ein liebreicher Wetteifer entzündet aller Herzen. Der betagte Hausvater empfindet zwar die stechende Sonne, den ermatteten Durst, und die ermüdeten Glieder; aber die Aemsigkeit und Freude der Jugend, der Anblick seines reichlich belohnten Fleißes, und der liebreiche Ton von Musik und Aernteliedern der geschäfftigen Schnitter, laben ihn und geben ihm neue Stärke.

Kaum sind die vollen und schweren Garben gebunden und aufgehäufet: so kommen die bespannten Wägen. Jene werden gleichsam mit rauschendem Widerwillen von ihren Haufen getrennt, und von geschickten Händen der Baurenjünglinge, mit Kunst und Ordnung, gleich

einem regelmäßigen Gebäude auf den Wagen aufgeladen, und unter stolzem Knallen der Peitsche der Scheuer zugeführt. Die tapfern Rosse schäumen von der Anspannung ihrer Kräfte, die sie muth g anwenden, ihrem Herrn und sich selbst das Winterbrod nach Haus zu bringen.

Endlich neigt sich die Sonne ihrem Untergange, und nimmt die Tageshitze mit sich fort bis hinter die nahen Berge. Ein angenehmes Rosenroth durchwallet den Himmel, und die Spitzen der Wälder krönen sich mit den Stralen eines blinzenden Lichtes, welches allmählich mit sanften Schatten vermischt, eine liebliche Demmerung über die Felder verbreitet. Der Schnitter erinnert sich seiner nahen Ruhe, und wirft einen Blick nach seinem Wohnorte, den ihn eine blaue Wolke von aufsteigendem Rauche, welcher sich ober den Häusern in die Luft hinaufwirbelt, kaum erkennen läßt. Hierauf verläßt er die Flur, und erreicht in Begleitung seiner Bauernmusik und einer rüstigen Gesellschaft, sein Dorf und seine Hütte. Eine sättigende Abendkost läßt

ihn auf alle überstandene Tageslast vergessen; und nur die Vollendung seines noch übrigen Geschäfftes auf den folgenden Morgen bleibt ihm erinnerlich.

Der von der Abendkühle erquickte Landmann genießet auf seinem harten Lager einer Ruhe, um die ihn tausend wohllüstige Städter auf ihren Federn und Pflaumen beneiden dürften, bis ihn sein gewöhnlicher Wecker, der Haushahn, vom Schlafe ermuntert. Die Gewächse, und Pflanzen, welche am Tage geschmachtet hatten, erfrischen sich in der Nacht, und die welken Blätter der Blumen und Büsche richten sich wieder auf. Die Luft voll balsamischen Geruches, hauchet den müden Gliedern so vieler fleißigen Arbeiter, vom neuen Geist und Leben ein. Alle Geschöpfe versehen sich gleichsam mit einem neuen Vorrathe von Erlabung für den Landmann auf den anderen Morgen.

Nun ist das trächtige Ackerfeld von seinen Arbeitern verlassen; nur einige Schäfer wachen bey ihren Horden, und lassen ihr Lied durch die stille Nacht ertönen. Die Stimme der Waldvögel

hört

hört auf, die einzige Nachtigall singt den schon halbschlummernden Jüngling zum vollen Schlafe ein. Das ausgespannte Roß, und der entjochte Stier, rasten gemächlich auf ihrer frischen Streue. Das Lamm liegt an der Seite seiner Mutter, und genießet eine Art von Schlafe. Nichts regt sich mehr, alles ist in sanfter Ruhe.

Mittlerweile ist das hohle Gewölb des Himmels mit unzählbaren Lichtern bestecket, welche bis ins Unendliche schimmern; da indessen der vergnügte Landmann mit seiner treuen Gattinn und seinen Haußgenossen, seinen ruhigen Schlaf so lange fortschläft, bis ihn die geschwätzige Schwalbe an den Anbruch des Tages erinnert, daß er sich wieder zur Feldarbeit gefaßt machen solle. Der Hausvater ist der erste, der seine Knechte und Söhne ermuntert, ihr Zugvieh zu füttern und zu säubern, welches mit frohen starren Augen, und erhabenen Schnauzen seinem Morgenfutter gleichsam entgegen lachet. Die Verabredung und Austheilung der Arbeit ist schon am Abend, bey dem Nachtessen, für denselben Tag

getroffen worden. Einige ergreifen die Sicheln, andere die Habersensen, und wiederum andere die Weinhaue, und diese angenehme Abwechselung geht so lange fort, bis alle ländliche Erzeugniße eingesammelt, und in Sicherheit sind.

Zuweilen werden diese edlen Beschäfftigungen des Landmannes durch entstehende Donnerwetter unterbrochen. Die Ankunft derselben weiß er eine gute Weile voraus. Die Luft wird schwül, die Sonnenstralen zittern wie Feuersflammen, und ein dünner blauer Dunst wallet über der Erde. Von weitem erhebt sich ein kleines Gewölk, als stiege es aus der Tiefe hervor, welches sich aber bald in ein schwarzes Gebirg verändert. Die Sonne versteckt sich hinter diese Wolkenberge, und das Dunkle überwältigt den Tag. Die Luft heult in der Ferne, die Wälder rauschen, und ein wirbelnder Wind hebt den Staub, Sand und Blätter mit einem murmelnden Getöse in die Höhe. Die Gewässer in den Teichen und Flüssen schwanken, und brausen, und stossen ihre Wellen mit Ungstüme fort. Die Thiere eilen nach den Wäl-

dern;

dern; die Vögel nehmen ihre Zuflucht zu den hohlen Bäumen und Steinklumsen; viele derselben schwirren in banger Furcht nach den Hütten des Landmannes. Die Herden suchen ihren Unterstand im Walde, und die erschrockenen Arbeiter fliehen aus den Feldern und Weinbergen ihren Häusern zu.

Indessen nimmt die Finsterniß zu; dick schwarze Wolken mit blau vermischt, wälzen sich übereinander her, aus denen ohne Aufhören ein Strahl schneeweißen Feuers nach dem andern herausbricht, und wie glühende Schlangen mit einer Schnelligkeit, der kaum das Aug folgen kann, hin und her schießen. Der Anblick wird immer fürchterlicher; ein Schlag löst den andern ab; lange Donner rollen durch die Luft, und entsetzen die Natur. Der Hausvater mit seiner Familie liegt auf den Knien, und bethet zu dem, dem Wind und Meer gehorsam ist.

Endlich eröffnen sich die Schleußen des Himmels, und stürzen ganze Fluten von Wasser, öfters zu Eis gefrorne Tropfen auf die trockene Erde herab. Die

Wolken segeln, von dem Winde getrieben, über die Felder weg, und ziehen von einem Orte zum andern. Der Donner läßt nach, und die krellen Blitze werden seltner. Ein hohles Geroll in der Luft wird noch gehöret, und ein sanftsäuselnder Regen ist das Ende dieses schröckbaren Auftrittes. Das Gewölk zerreißt sich, und die Stralen der Sonne brechen hin und wieder durch. Ein schöner Regenbogen spannt sich über den halben Erdboden aus. Die mahlerischen Farben des schönsten roth, gelb, blau und grün, spielen an demselben mit dem lieblichsten Glanze. Ein feiner Regenstaub fällt noch zulezt aus der erheiterten Luft. Der Himmel wird klar, und die lachende Sonne prangt wieder in ihrem vollen Lichte.

Welcher Stadtbewohner hat wohl jemal die Gelegenheit, diesem großen Schauspiele der Natur, von seinem Anfange bis zum Ende, zuzusehen? Und welches Schauspiel macht einen so rührenden Eindruck in die Seelen der Menschen, als der mit Feuer und Flammen begleitete Donner? Weder für das Aug, noch

noch das Ohr des Menschen ist eine Erscheinung von größerer Majestät übrig, die ihm die Allmacht und Erhabenheit des Schöpfers mit mehr Lebhaftigkeit vorstellet. Der in seinen Mauren eingeschlossene Städter, dem der Himmel, so zu sagen, nur in seinem Zenit sichtbar ist, wird dieser prächtigen Erscheinung nicht ehender gewahr, als bis ihm solche schon ober dem Haupte schwebet, oder durch den Glockenschall verkündiget wird. Die mehresten werden durch den ersten Knall des brüllenden Donners in die äusserste Angst versetzet; und jeder Feuerstrahl, der ihnen durch die Fenster in das Zimmer leuchtet, ist genug, ihnen Zittern und Herzklopfen zu verursachen. Wenige gedenken an das Gebet zu dem, der den Donner gemacht, und den Blitz zubereitet hat. Das üble Gewissen (denn die Unschuld wohnt nicht sowohl in den Städten, als auf dem Lande) und die Furcht vor dem bewaffneten Rächer des Lasters bemeistert sich ihres ganzen Ingeweides. Sie sind mehr todt, als lebendig, so daß sie oft dem einfältigsten Bauern ein lächerliches Geschöpf vorstellen würden.

Dahingegen ist der Landmann, der mit diesen Auftritten der Natur gleichsam in einer Art von Verträulichkeit lebt, dabey weit gelassener. Das Bewußtseyn seiner Unschuld, und das Vertrauen zu seinem Gott und Schützer, hält die Angst einer über ihn verhängten Strafe fern von ihm. Er weiß, daß der Donnerstrahl meistens nur hohe Thürme und Palläste, gar selten aber eine Bauernhütte, trifft. Er bethet also nicht für sein Leben, sondern nur für die Erhaltung seiner Saaten und Feldfrüchte.

Dieser wackere Landmann, der noch vor einer Stunde unter den brennenden Stralen der Sonne schmachtete, und über die Mattigkeit der Glieder von der heftigen Hitze klagte; die Thiere, welche lechzten, und sich in den dunkeln Schatten der Wälder verbargen; die Erde, welche in Staub aufgelöst war; Gras, Kräuter, Blumen und Laubwerk der Gebüsche und Bäume, die noch erst verwelken und verdorren wollten, alles ist durch den vorübergegangenen Regen erfrischet und abgekühlet. Die Berge und die erquickenden Felder, schimmern von der erla-

ben-

benden Nässe, mit ihrer Grüne, alle Gattungen der Pflanzen heben ihre Häupter empor, die ganze Natur athmet ein neues Leben. Die Heerden ziehen mit frischer Lust wieder zu ihrer Weide; und die Vögel vertheilen sich auf die Aeste der Bäume, und flattern in den erneuerten Gebüschen. Die Lerche schwingt sich in die Luft, und stattet dem, der sie und ihre Jungen erhalten hat, ihr Danklied ab.

Der getroste Landmann begiebt sich mit seiner Familie hinaus, und nimmt seine Grundstücke auf der Flur in Augenschein, ob ihm das Ungewitter Schaden oder Nutzen gebracht hat. Hierauf greift er wieder zu seiner Arbeit, und seine ämsige Wirthinn durchsucht ihre Gärten und Pflanzenbetter, und überlegt, was sie nach diesem heilsamen Regen am nützlichsten anbauen kann.

Unter diesen abwechslenden Ergätzungen und Ungemächlichkeiten verstreicht der Sommer. Die rauhen Herbstwinde fangen an zu wehen. Die Nachtigall schweigt; die fröhliche Lerche erstummet; die girrende Turteltaube und Schwalbe

ver-

verschwindet; der klappernde Storch zieht davon, und die muntere Wachtel schlägt nicht mehr. Die Pflanzen und Blätter gehen in eine fa be Farbe, und werden Sinnbilder des grauen Alters. Die entfruchteten Baume in den Gärten und Wäldern, streuen ihren grünen Schmuck auf die Erde. Die berasten Hügel und Berge färben ihre Gipfel gelb, zum Zeichen, daß sie dem starren Winter mit kahlem Kopfe entgegen sehen. Zwitzerende Schaaren kleiner Herbstvögel durchflattern die Felder, und mästen sich mit den zerstreuten Körnern, und dem Saamen der Disteln und des übrigen Unkrauts. Die Ungewitter werden in ihre Behältniße verschlossen; und die kühlen Reife treten an ihre Stelle. Allenthalben weist sich der unfreundliche Herbst; und die Erde scheint sich, nachdem sie so viele Schönheiten hervorgebracht, zu ihrer Ruhe vorbereiten zu wollen. Regen und Nebelwolken machen die Zierde der itzigen Tagen aus: ein wahrer Spiegel, sich die Unbeständigkeit der irdischen Freuden lebhaft vorzustellen! die heitern Tage, welche sich in dem Zwischenraume dieser

Jahrs.

Jahrszeit noch hoffen lassen, dienen dem Landmanne, seine Trauben abzulösen, und daraus den Wein zuzubereiten. Zuweilen ergiebt sich ihm hierzu eine gewünschte Witterung; aber öfters ist dieselbe mit der empfindlichsten Unbequemlichkeit verknüpft: zum klaren Fingerzeige der allerweisesten Vorsicht, wie weit der Wein allem übrigen, dessen der menschliche Körper zu seiner Erhaltung bedarf, nachstehen muß.

Endlich rücket der rauhe Winter wirklich ein. Der grimmige Frost beginnet das Wasser gleichsam zu versteinern. Die ehemals so anmüthig blühenden Feldfluren verhüllen sich unter einer weißen kalten Decke. Die Zweige der Bäume und Hecken zeigen sich wie verzuckert. Die bekanntesten Weege führen den Wanderer irre, und stürzen ihn in Thäler, die er für Hügel ansah. Ganze Berge von Schnee werden durch den Wind in mancherley Formen aufgeführet. Der gesellige Landmann ist gleich den Bergleuten genöthiget, sich einen Weeg zu seinem Nachbarn durch den angehäuften

Schnee zu graben. Kein Feuer erlöscht weder Tag noch Nacht, um sich vor der erstarrenden Kälte zu schützen. Es scheint, als ob eine gänzliche Verwandlung mit dem Erdboden vorgegangen wäre: und dennoch sind es lauter weise Vorsehungen von dem unendlich gütigen Schöpfer, zum Beßten des Landmannes.

Wer würde wohl von den Schönheiten des Frühlings, von der Pracht und Annehmlichkeit des Sommers, und von der gesegneten Fruchtbarkeit des Herbstes, gerühret werden, wenn solche stäts fortdauerten und aneinander hangend wären? Ohne diesen Wechsel, würden alle Ergätzlichkeiten der schönen Jahrszeiten uns zu einer Gewohnheit werden, die uns das Reizende derselben nicht mehr würde fühlen und empfinden laßen. So aber werden uns solche, durch die Zwischenkunft des Herbstes und Winters, nach und nach entzogen, und wieder erneuert. Unser Gemüth, das sich an dem Genusse der sommerlichen Vergnügungen gleichsam gesättiget hatte, gewinnt in diesen frostigen Tagen wieder eine neue Lust

und Begierde zu den künftigen Frühlings-freuden, und wird zu denselben gewisser-massen vorbereitet. Wir müssen also mit tiefester Dankbarkeit die göttliche Vorsehung preisen, daß sie für die Beständigkeit unsers Vergnügens so weislich und so gütig gesorgt hat, damit uns keine Freude zum Eckel werde.

Dieses wäre also ein kurzer Begriff von dem Landleben, wie solches sich der Bauernjugend auf seiner schönen Seite zeigen könnte. Würde man ihr nun das Anmüthige und Vortheilhafte eines jeden besonderen Gegenstandes ihres Berufs solchergestalt erklären, und allenthalben eine Lehre für sie herausziehen, so würde die ganze Natur derselben zu einer Schule werden, und die ungegründeten Vorurtheile wider ihren Stand verschwinden. Das Landvolk lebt gemeiniglich in dem falschen Wahne, alle übrigen Stände der Menschen haben die Gemächlichkeit zu ihrem Erbtheile, und der ihrige sey nur Sklaverey, Mühseligkeit, und Elend. Es ist unmöglich, der Landjugend, so lange sie in diesem Irrthume erzogen

und ernähret wird, einen Geschmack und eine Achtung zu ihrem Stande beyzubringen. Man muß sie also vor allem überzeugen, daß jedwedere Gattung von Menschen, auch die größten Beherrscher der Welt nicht ausgenommen, ihren guten Theil von den Widerwärtigkeiten dieses Lebens auszustehen haben: daß gar oft die Unzufriedenheit sich unter Sammet und Seide, hingegen die wahre Glückseligkeit unter einen leinen Kittel verberge: daß demjenigen, der mit gesunder Lust ein Stück Brod mit Käs oder Butter genießet, eben sowohl, und noch besser sey, als dem, welcher vor Eckelhaftigkeit nicht weiß, was er aus zwanzig Gerichten und köstlichen Leckerspeisen wählen soll. Man muß sie belehren, daß sie den ersten, nothwendigsten und natürlichsten Stand der Menschen ausmachen, daß selbst die Großen der Welt von den Früchten ihrer Handarbeit sich ernähren: daß ihr Beruf nur von weichlichen Thoren verachtet, hingegen aber von allen Vernünftigen hochgeschätzet und in Ehren gehalten werde: daß die weisesten Völker, wie die Juden im alten

Te=

Testamente, die Griechen und Römer in den Zeiten der Freyheit, nicht selten ihre Könige und Kriegsfürsten, auf dem Ackerfelde hinter dem Pflug gesucht und gefunden haben. Man muß ihnen ihre Pflichten und Verbindlichkeiten gegen den Landsfürsten und ihre vorgesetzte Obrigkeit, begreiflich machen, und ihnen zeigen, daß solche sich so wohl auf die göttlichen als natürlichen Gesetze gründen: daß sie ohne die Erfüllung derselben nicht einmal bestehen und glückselig leben können: daß sie eben deßwegen ihre Steuren und Gaben abreichen müssen, weil ohne solche ihr eigenes Wohlseyn, und ihre Sicherheit sich unmöglich vertheidigen und handhaben läßt u. s. w.

Wenn solchergestalt die ländliche Jugend in diesen Grundwahrheiten unterrichtet wird: so ist kein Zweifel, daß dieselbe nicht nur eine vorzügliche Liebe sowohl zu ihrem Landsfürsten, als zu ihrem Berufe, gewinnen sollte.

* * *

Was aber die besondere Unterweisung in der Wirtschaftskunde betrifft, so setze ich voraus, daß der Schullehrer selbst ein Mann seyn solle, den, nebst einem uneigennützigen Eifer für die Wohlfahrt seiner Gemeinde, auch eine väterliche Liebe gegen seine untergebene Jugend belebet. Denn ohne diese Eigenschaften kann er zwar ein Mietling, keineswegs aber ein rechtschaffener Lehrer, und noch weniger ein Patriot seyn. Er muß die Pflichten seines Amts kennen, und sich täglich selbst vorsagen: Siehe, du bist derjenige, der Gott, dem Staate und den Aeltern für die Erziehung guter Christen, nützlicher Bürger und wohlgerathener Kinder Rechenschaft schuldig ist! Er muß ein wahrer Menschenfreund, ein Vater seiner Schüler seyn, der dieselben so vollkommen, so glückselig zu machen suchet, als nur möglich ist; der sowohl ihren Verstand mit nöthigen und nützlichen Wahrheiten aufzuklären, als ihren Willen auf den Weg des Guten zu lenken weiß. Da sein Amt vielen Verdrüßlich-

kei-

keiten und Beschwernißen ausgesetzt ist, so muß er mit männlicher Standhaftigkeit, mit Gedult und Bescheidenheit bewaffnet seyn, und das Wohl seiner lieben Anvertrauten, es sey mit Anwendung gemäßigter Schärfe, oder mit Glimpflichkeit, stäts zu befördern trachten, es koste auch was es wolle. Er muß die verschiedenen Gemüthsarten, die Anlagen und Fähigkeiten seiner Schüler zu unterscheiden Wissen, und nicht alle über den nämlichen Leist ziehen wollen; sonst läuft er Gefahr, oft die besten Naturelle zu verderben und zu ersticken. Ein ehrsüchtiges Gemüth will mit wohl angebrachten Lobsprüchen, ein sklavisches mit Zwang, ein lebhaftes mit Glimpf, ein verzagtes mit Gelassenheit und Aufmunterung, ein widerspänstiges mit eingreifenden Vorstellungen, oder, wo diese nicht helfen, mit Schärfe regiret seyn. Werden also diese Mittel aus Mangel der Klugheit umgekehrt, so kann eine solche Erziehung unmöglich gut thun: alle Mühe, sowohl des Lehrers als des Lernenden, ist vergeblich. Zum Glücke ist selten eine Gemüthsart anzu-

treffen, die gar keine Empfindlichkeit gegen ihr eigenes Lob habe. Ein verständiger Schulmann soll dahero eher alle glimpfliche Mittel zur Besserung eines Kindes versuchen, bevor er die Ruthe ergreift; und auch alsdann, wann er sie ergreifen muß, soll er spüren lassen, wie ungern er zu diesem Schritte genöthiget werde, damit der Gestrafte keine zornige Uebereilung bey ihm argwähnen, und die strafende Hand, so bald sie die Ruthe niedergelegt hat, wieder lieben und küssen könne.

Ueberhaupt ist die Kunst, Menschen zu erziehen und zu bilden, eine von den allergrößten; und wer anders davon denkt, der beweist, daß er nicht versteht, wie viel dazu erfodert wird. Dahero ist in den Augen eines Vernünftigen nichts schätzbarer und ehrwürdiger, als ein Schullehrer, der seinem großen Amte, kraft dessen er dem Himmel für theure Seelen, und dem Vaterlande für rechtschaffene Bürger gut zu stehen hat, Genüge leistet.

Da nun aber dahin angetragen wird, daß forthin auf den Dorfschulen, nebst dem bishero gewöhnlichen Unterrichte, auch die Wirtschaftskunde eingeführet werde: so versteht sich von selbst, daß dadurch der Unterweisung im Christenthume und andern Gegenständen, ganz und gar kein Abbruch geschehen soll. So geht auch die Meynung keineswegs dahin, daß der Innhalt dieses ökonomischen Lehrbuches, gleich dem Katechismus, der Jugend auswendig zu lernen aufgebürdet, sondern derselben vielmehr auf folgende Weise gleichsam unvermerkt beygebracht werde. Nämlich

1) Soll auf den Unterricht in der Wirtschaft, so wohl Vor- als Nachmittag, nur eine halbe Stunde verwendet werden. Damit aber diese Zeit von den bisher gewöhnlichen Uebungen in der Christenlehre, wie auch im Lesen, Schreiben und Rechnen, nicht abgekürzet werden dürfe; so sollen die Schulen ins künftige um eine halbe Stunde Vor- und Nachmittag früher anfangen.

2) Sind nur diejenigen Knaben, welche schon erwachsener und des Lesens und Schreibens hinlänglich kündig sind, zur Erlernung der Wirtschaftskunde zu bestimmen und anzuhalten; folglich

3) Die übrigen Knaben sowohl, als die Mägdlein insgesammt, vor Anfang der lezten halben Stunde, da der gewöhnliche Unterricht zu Ende ist, aus der Schule zu entlassen. Sodann

4) Fängt der Lehrer an, aus diesem ökonomischen Lehrbuche den zurückgebliebenen Wirtschaftsschülern, mit bedeutlicher Stimme und zweymaligen Wiederholung, langsam zu dictiren oder anzusagen, damit sie das Angesagte in ihre eigents hiezu bestimmten Schreibbücher nachschreiben und eintragen. Weil aber den guten Knaben dieses Nachschreiben aufs Ansagen, wegen Mangel der Orthographie, anfänglich nicht geläufig seyn wird: so soll der Lehrer sich nicht verdrüßen lassen, ihnen im Anfange diejenigen Worte, welche ihnen etwa beschwerlicher vorkommen, gleichsam in die Feder zu buchstabiren, bis sie eine Fertig-

tigkeit dictando zu schreiben, gewonnen haben werden.

5) Soll der Lehrer diese Abschriften, welche die Schüler nicht in der Schule lassen, sondern mit nach Haus nehmen, und gleich den folgenden Nachmittag oder Morgen wieder mitbringen müssen, ohne Aufschub von allen untergelaufenen Schreibfehlern entweder selbst reinigen, oder, wenn ihm die Zeit solches nicht gestattete, mittels eines umgehenden Blats durch die Knaben reinigen lassen. Demnächst aber

6) Hat er hauptsächlich dahin besorgt zu seyn, und vor allem darüber zu halten, daß die Schüler diese ersten corrigirten Abschriften abermal in besondere Lagen von 3. bis 4. Bögen, anstatt des gewöhnlichen Schreib-Exercitiums, so sauber, rein, ordentlich und richtig zu Haus eintragen, als möglich, und zwar zu dem Ende, damit sie beym Ausgange des Schuljahrs das ganze ökonomische Handbuch solchergestalt in diesen einzelnen Lagen beysammen haben, solche ordentlich zusammenheften, oder binden lassen,

sen, und also zu ihrem ferneren Gebrauch verwahren mögen.

Hieraus erhellet von selbst, daß, weil die Wirtschaftsschüler bey dieser Einrichtung ohnehin genugsam zu schreiben haben, sie von allen sonst gewöhnlichen Uebungen im Schreiben befreyet seyn, hingegen aber der Schullehrer auf die Nettigkeit dieser zweyten ökonomischen Abschriften, welche nunmehr für das sonst gewöhnliche Schreib-Exercitium gelten, eben so genau und noch ernstlicher, als bisher geschehen, halten müße.

Auf solche Weise werden die Schüler nicht allein eine bessere Fertigkeit im Schreiben und in der Orthographie, als durch die bisherige blose Nachschreibung der Vorschriften, erhalten; sondern auch dieses ökonomische Lehrbuch, durch das alltägliche wiederholte Abschreiben, mit der Zeit besser verstehen und wissen, als wenn sie dasselbe mit großer Mühe und Verdruß auswendig gelernet hätten, gemäß dem bekannten Sprichworte: Wer viel

wis-

wissen will, muß viel schreiben. Hiebey aber versteht sich ohnehin, daß die Lehrer ihren Wirtschaftsschülern die Grundsätze dieses Lehrbuches, je öfter je besser, erläutern und wiederholen, alle ihre etwannigen Fragen und Zweifel ohne mindeste Bezeugung einiges Verdrußes, sondern gerne und mit Vergnügen beantworten und auflösen müssen. Vorzüglich aber soll ihnen jedesmal dasjenige, was ihnen andictiret werden soll, unmittelbar vorher kürzlich vorgelesen und erkläret werden, damit sie von dem, was sie izt schreiben werden, einen Vorgeschmack haben, und solches währendem Schreiben desto besser zu verstehen anfangen. Auch sollen die Lehrer über alles, was sie die ganze Woche hindurch den Schülern dictiret haben, an jedem Samstage, wie solches mit den übrigen Lectionen gehalten zu werden pflegt, eine Prüfung anstellen, um dadurch den Eifer unter ihnen zu erhalten, und den fleißigern Gelegenheit zu geben, ihren löblichen Fortgang an den Tag legen zu können. Zu diesem Ende wäre zu wünschen, daß solches Examen von Zeit zu Zeit in Gegenwart und

unter den Augen eines Wirtschaftsbeamten, oder sonst angesehenen Mannes geschehen, auch denen, die dabey zum beßten bestünden, kleine Belohnungen, oder einige Ehrenzeichen ertheilet werden möchten. Es kömmt aber dießfalls wieder auf den Eifer eines wackeren Schulmannes an, den die Liebe zu seiner eigenen Ehre, zum Beßten seiner Lehrkinder, und zur Auferbauung des Staates, immer Mittel und Wege lehren wird, wodurch er, mit Zuthun der Vorsteher und Aeltern, seinen erhabenen und rühmlichen Endzweck zu erreichen vermag.

Eingang.

Die Landwirtschaft bestehet aus vielerley Theilen, die sich einander unterstützen, und endlich ein Ganzes ausmachen. Sie ist also eine Wissenschaft, die niemand nöthiger hat zu lernen, als der Bauer. Denn dieser ist nicht nur ein Wirtschafter für sich selbst und seine Familie; sondern auch für seinen Herrn, für den Monarchen, und überhaupt für den gesammten Staat. Er ist es, dem Gott bey seinen weisen Einrichtungen die Erde anvertrauet hat, damit er dieselbe bearbeiten, bauen, und beflanzen solle. Er muß demnach auch diejenigen Mittel und Wege kennen, wodurch die Bedürfnisse zu unserer Erhaltung, und die Materialien für die Handwerker, Fabriken und Manufakturen leicht, sicher und vortheilhaft erhalten werden können. Diese Kunst ist die älteste, die edelste, und unentbehrlichste, und dennoch die einfacheste unter allen übrigen Künsten; und kann von dem wackern Landmanne, ohne vieles Kopfbrechen, erlernet werden,

wenn

wenn er nur Fleiß und Aufmerksamkeit anwenden will. Denn er hat die lehrreiche und artbeitsame Natur immer entweder zur Führerinn, oder zur Gefährtinn, die ihm alles, was er unter die Hände nimmt, aufkläret oder erleichtern hilft.

Freylich würde zu einem vollständigen Lehrgebäude, wo alle Zweige der allgemeinen Wirtschaft ausführlich zu behandlen wären, ein viel weitschichtigeres Werk erfordert, als dieser kleine Aufsatz für die Landjugend ist. Ich weiß, sie verlangt nicht bloß den Unterricht des Bauers in Bestellung seiner Aecker, Wartung der Wiesen, Pflegung des Viehes u. s. w, sondern sie will auch, daß ein vollkommener Wirtschaftsverständige die Naturkunde innen habe, und die Wesenheit, Bestandtheile, und Eigenschaften der natürlichen Erzeugniße zu unterscheiden und zu erklären vermöge. Er muß ferner die beste Art kennen, wie die erzeugten Materialien zu dem möglichsten Grade der Vollkommenheit, für den Handwerker, Fabrikanten, und Manufakturisten, zubereitet werden sollen;

len; und wie endlich die verarbeiteten Effekten mit Nutzen und Vortheil sowohl für den Landmann als den Fabrikanten, und überhaupt für den Staat, abgesetzet, veräußert, und ans Geld gebracht werden können. Allein ein solch ausführliches Lehrbuch für die Landwirtschaft, scheint vielmehr ein rühmliches Geschäfft für die Herren Professoren der Kameralwissenschaften, und zu Vorlesungen auf Akademien, für diejenigen Zuhörer zu seyn, welche einstens Wirtschaftsvorsteher oder Beamten vorzustellen gedenken, als für die Dorfschulen einer rohen Landjugend.

Ich werde also meinen Vortrag nicht weiter hinausdehnen, als es die Begriffe derjenigen, für welche ich schreibe, erlauben, und ihnen in möglichster Kürze eine leichte Anweisung sowohl zur praktischen Feldwirtschaft, als zum Unentberlichen der Theorie mittheilen. Wird einmal ihr Verstand hiedurch eröffnet, und durch allmählige Erfahrung hinlänglich aufgekläret seyn; so ist es noch immer Zeit genug, sie mit den Geheimnißen

der Natur, so weit dieselben zu ihrem Gebrauche dienen können, bekannt zu machen. Wer für das Beßte der Nachkommen zu arbeiten beflissen ist, kömmt weder zu spät, noch zu frühe. Die Theorie ist dem Landmanne allerdings nöthig und nützlich. Denn sie allein gewährt die richtige Kenntniß der anzuwendenden Hilfsmittel, und ihrer Wirkungen, welche auf die Naturlehre gegründet sind: da hingegen die blose Praktik in vielen Vorfällen mangelhaft und unsicher befunden wird. Nur dann kann sie erst vollkommen seyn, wann sie einer wohlgewählten Theorie ordentlich nacharbeitet.

Unterricht
für
die Landjugend,
zu einer
wohleingerichteten Feldwirtschaft.

Erstes Kapitel.
Von der natürlichen Unfruchtbarkeit der Erde, und wie derselben abzuhelfen.

§. 1.
Von der nothwendigen Mischung der Erde.

Das erste und nothwendigste, was ein verständiger Landwirth wissen, und genau kennen muß, ist die Erde, die er bearbeiten soll, damit sein Fleiß, den er dazu ver-

wendet, nicht vergeblich ist. Der Fluch, den Gott, nach dem Falle Adams und Eva, und deren Verstoßung aus dem Paradeis, auf die Erde legte, ist allerdings, jedoch nur in dem Verstande wahr, daß eine jede Gattung Erde, wenn sie an und für sich einfach bleibt, unfruchtbar ist, und höchstens nur Disteln und Dörner hervorbringen kann. Der Sand ist solang er pur bleibt unfruchtbar, und bringt nur selten Disteln. Der Letten- und Laimengrund ist für sich unfruchtbar, und treibt nur hin und wieder Dörner hervor. Der steinigte Grund, sagt das Evangelium, empfängt zwar die Körner, sie gehen bald auf, aber sie verschmachten auch eben so bald wieder; mithin ist auch dieser unfruchtbar.

Jede Gattung Erde ist für sich allein unfruchtbar.

Nun sehen wir aber doch, daß die Fluren mancher Gegenden, voll des schönsten Getraids, und der fettesten Pflanzen und Gewächse stehen, da es hingegen in anderen sehr dünn, mager und elend damit

aus-

aussieht. Dieses giebt uns Anlaß nachzuforschen, woher dieser Unterschied eigentlich herrühre. Fragt man den Landmann um die Ursache desselben, so wird seine Erklärung diese seyn: daß jener ein schwarzer oder grauer, guter und tragbarer Grund sey, dem noch mit dem Dunge zu Hilfe gekommen werde; dieser aber sey entweder ein kalter, oder hitziger Grund, und bekomme selten, oder doch nur wenig Mist. Dieses wird beynahe die ganze Theorie seyn, die der Bauer von der Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit der Felder zu geben weiß. Wir müssen bey diesem wichtigen Punkte eine kurze Weile stehen bleiben, um zu untersuchen, wie weit dieses Angeben wahr und richtig, oder unrichtig ist.

Die Ursachen der natürlichen Unfruchtbarkeit sind dem Landmanne unbekannt.

Ueberhaupt nennt der Landmann seine Felder, die leichten oder schweren Gründe, oder einen hitzigen oder kalten Boden. Unter die leichten oder hitzigen Gründe wird zum Theile die schwarze Modererde,

der Kreidengrund, der Sand und Kiesboden gezählet. Unter den schweren oder kalten verstehet er den Thon oder Letten, und den Laimengrund. Sie werden aber schwer genennt, weil ihre Bestandtheile so genau aneinander liegen, und so fest zusamm kleben, daß keine Zwischenräume weder für die Luft, noch für die Sonnenstralen, darin übrig bleiben; die Erde liegt zu fest an den Wurzeln, daß diese sich nicht ausbreiten können. Kalt werden sie genennt, weil die langsam eingedrungene Winternässe sehr schwer ausdünstet, und der Boden immer feucht und kühl bleibt; folglich weder das Gesäm, noch die Pflanzen, einiges Gedeihen annehmen können. Im Sommer kann keine Feuchte durch die harte Erde und bis zu den Wurzeln dringen, wodurch also das Wachsen gehindert, und das Verderben befördert wird. Die leichten und hitzigen sind gerade das Gegentheil der ersten. Dieser ihre Zwischenräume sind zu viel

Ursachen der Unfruchtbarkeit im kalten und hitzigen Boden.

und

und zu groß; die Erde legt sich nicht genau genug an die Wurzeln oder Pflanzen an. Die empfangene Feuchtigkeit verschwindet durch die eindringenden Sonnenstralen zu behend, ehe noch die Nahrungssäfte, durch die Wurzeln, den Pflanzen zugebracht werden können, die solchergestalt verschmachten, und zulezt verderben, oder wenigstens sehr klein und schwach bleiben müssen. Es hat also der Landmann ganz recht, wenn er den schweren oder kalten Boden, so wie den leichten und hitzigen, unfruchtbar nennet, ob er schon die Ursachen davon nicht anzugeben weiß.

Wie ein guter Boden beschaffen sey.

Der schwarze oder dunkelgraue, den man auch die Gartenerde heißt, und von dem Landmanne der gute und tragbare genennet wird, ist derjenige, den entweder eine zufällige Veränderung auf unserer Erdfläche, oder der Fleiß unserer Vorfahren, mit mehr andern Erdarten vermischt hat. Man untersuche diese gute und fruchtbare Erde ge-

nau, so wird sich zeigen, daß solche aus schwarzem Moder, Thon, Laimen und Sand, und zwar in einer verhältnißmäßigen Gleichheit, zusammengesezt ist. Wenn man diese Mischung der Erde ein wenig anfeuchtet, so läßt sie sich mit den Händen in einen Ballen zusammendrucken, der aber nach einer geringen Abtrocknung wieder locker wird, welches eben der rechte Grad der Vermischung ist. Dahingegen, wenn man nassen Letten oder Laimen zusammendruckt, und solchen trocknen läßt: so wird derselbe zu einer harten Kugel. Die leichte Modererde, der Kreiden- und Kießgrund, und der Sand, wenn keine fremde Verbindungserde darunter befindlich ist, lassen sich in keine Ballen zusammendrucken, sondern zerfallen, so bald man sie aus den Händen legt.

Diese Versuche entdecken uns die wahre Ursache, warum der schwarzgraue Grund aus allen der fruchtbarste ist. Diese Erde läßt

sich

sich zum feinsten bearbeiten, ihre Theile legen sich den Wurzeln, in dem gehörigen Maße, genau an. Die Zwischenräume sind, für den Einfluß und die Wirkungen der Luft und Sonne, weder zu enge noch zu weit. Der Regen senkt sich gemächlich bis zu den Wurzeln hinab, und die bindenden Theile der Erde verhindern die schnelle Ausdünstung desselben. Das nämliche ist vom Thau und Nebel zu verstehen.

Warum der lettige oder laimige Grund unfruchtbar ist.

Gleichergestalt erkennen wir die Hindernisse der Fruchtbarkeit in dem zähen und festen Letten und Laimen. Seine Bestandtheile liegen zu fest aneinander. Die Pflanzen stecken in dieser Erde wie zwischen einer Mauer. Die zarten Wurzeln wenn ihnen auch keine Feuchte gebricht, können sich dennoch nicht ausbreiten; sondern bleiben in einem Knolle zusammen. Die Festigkeit dieser Erde macht sie ungeschickt, durch den Mist in eine Gährung zu kommen, und eben so wenig können die

Nahrungstheile für die Gewächse, in ihr aufgelöset, und den Wurzeln zugeführet werden. Sie wird auswendig steinhart, und der Regen rollet über sie weg, wie über eine gepflasterte Straße. Weder Sonne noch Luft, weder Thau, noch Nebel, können in diesem zähen Boden ihre Wirkung anbringen.

Warum der Sandboden zum Tragen untauglich.

Alles, was diese erstbeschriebene Erdart zu viel hat, ist eben das, was dem leichten und Sandboden fehlet. Dieser hat gar keine, oder allzuwenige Verbindung unter sich selbst. Seine groben Theile, die unserm Auge zwar klein scheinen, legen sich den zarten Fasern der Wurzeln nicht geschmeidig genug an, noch sind sie einer hinlänglichen Auflösung fähig, um mit dem Nahrungssafte in dieselben eindringen zu können. Den Regen nimmt zwar diese Erdart begierig an; aber eben so geschwind ist derselbe wieder verflogen, weil die Sonnenstralen, durch die vielen und weiten Zwischenräume, bis in die Tiefe der

Wur-

Wurzeln leicht durchdringen. Die kleinen kiesartigen Sandkörner werden von außen von der Sonne beschienen, und erhitzen sich sodann einander selbst bis zu den Wurzeln der Pflanzen, welche dadurch natürlicher Weise verschmachten und vergehen müssen. Der Mist wenn er nicht von der kühlenden Art ist, thut auf diesem Boden keine andere Wirkung, als daß er denselben noch mehr erhitzet. Thau und Nebel kommen nur den auswendigen Blättern zu statten; denn auf dem heissen Sande vertrocknet derselbe, ehe er die inwendigen Körner oder Wurzeln erreichen kann.

Nun haben wir den Beweis und die Ursache warum so wohl der schwere und kalte, als der leichte und hitzige Grund, unfruchtbar seyn muß.

Da wir demnach die guten und tragbaren Felder kennen, und wissen, aus was für Erdarten sie bestehen; wie sie entweder von der Natur oder durch Zufälle, oder durch mensch-

Wie ein schlechter Grund zu verbessern.

Nahrungstheile für die Gewächse, in ihr aufgelöset, und den Wurzeln zugeführet werden. Sie wird auswendig steinhart, und der Regen rollet über sie weg, wie über eine gepflasterte Straße. Weder Sonne noch Luft, weder Thau, noch Nebel, können in diesem zähen Boden ihre Wirkung anbringen.

Warum der Sandboden zum Tragen untauglich.

Alles, was diese erstbeschriebene Erdart zu viel hat, ist eben das, was dem leichten und Sandboden fehlet. Dieser hat gar keine, oder allzuwenige Verbindung unter sich selbst. Seine groben Theile, die unserm Auge zwar klein scheinen, legen sich den zarten Fasern der Wurzeln nicht geschmeidig genug an, noch sind sie einer hinlänglichen Auflösung fähig, um mit dem Nahrungssafte in dieselben eindringen zu können. Den Regen nimmt zwar diese Erdart begierig an; aber eben so geschwind ist derselbe wieder verflogen, weil die Sonnenstralen, durch die vielen und weiten Zwischenräume, bis in die Tiefe der

Wur=

Wurzeln leicht durchdringen. Die kleinen kiesartigen Sandkörner werden von außen von der Sonne beschienen, und erhitzen sich sodann einander selbst bis zu den Wurzeln der Pflanzen, welche dadurch natürlicher Weise verschmachten und vergehen müssen. Der Mist wenn er nicht von der kühlenden Art ist, thut auf diesem Boden keine andere Wirkung, als daß er denselben noch mehr erhitzet. Thau und Nebel kommen nur den auswendigen Blättern zu statten; denn auf dem heissen Sande vertrocknet derselbe, ehe er die inwendigen Körner oder Wurzeln erreichen kann.

Nun haben wir den Beweis und die Ursache warum so wohl der schwere und kalte, als der leichte und hitzige Grund, unfruchtbar seyn muß.

Wie ein schlechter Grund zu verbessern.

Da wir demnach die guten und tragbaren Felder kennen, und wissen, aus was für Erdarten sie bestehen; wie sie entweder von der Natur oder durch Zufälle, oder durch

menschlichen Fleiß sind vermischt worden: so muß der Landmann diesem so deutlichen und überzeugenden Fingerzeige folgen und nacharbeiten. Er muß beflissen seyn, diejenigen Aecker, die er selbst für unfruchtbar erkläret, und die ich erst beschrieben habe, in solche gute und fruchtbare zu verwandlen, die er oben Anfangs benennet hat. Es lassen sich aber solche, wie wir gesehen haben, nicht anders, als durch eine vernünftige Mischung, und den schicksamen Dung, zu dem verlangten vollkommenen Grade der Verbesserung bringen. Der Bauer bedarf nur diese zwo Erdarten, nämlich die schwere und die leichte, zu kennen, um die dritte, das ist, die gute und tragbare herauszubringen: und diese sind einem jeden Landwirthe bekannt genug.

Sand und Letten liegen gemeiniglich auf einander.

Diese zwo Gattungen Erde, woraus die gute oder bessere gemacht werden kann, sind selten weit voneinander entfernet. Denn meistens liegt unter dem Letten oder

Lai=

men entweder Sand oder Kreidengrund, gar oft auch der Steinmergel: und unter dem Sand findet man Letten oder Laimen. Man kann den Beweis von den verschiedenen übereinander liegenden Erdschichten, in den tiefen Hohlwegen, deren Ufer mit keiner Grasrinde bedeckt sind, mit Augen sehen. Wo solche vorhanden sind, kann der Landmann bey Untersuchung derselben bemerken und urtheilen, auf was für einer Grundlage die Felder zu beyden Seiten eines solchen Hohlweegs rasten, und wie tief er allenfalls in seinem eigenen Acker zu graben hat, um diejenige Erdart hervorzuholen, deren er zur Verbesserung desselben bedarf.

Wie Sand mit Letten, und Letten mit Sand zu vermischen

Diese verschiedenen Erdschichten erstrecken sich gemeiniglich sehr weit unter der Erdfläche, ehe man in dem Fortgange der nämlichen Lage wieder eine andere Gattung antrifft. Hieraus hat der Landmann zu lernen, daß er, ohne vielen Aufwand, seinen magern und unfrucht-

fruchtbaren Acker mit sich selbst verbessern, und in einen guten tragbaren umändern kann, wenn er Fleiß und Mühe anwenden will. Hierzu ist der stille Winter, wo alle Feldarbeiten eingestellet sind, die bequemste Zeit, daß er auf seinen thönigten oder lettigen Aeckern, Gruben graben, und aus einer gemäßigten Tiefe entweder den Sand, oder Steinmergel, oder die Kreiden- und Kieserde hervorholen, und etwa einen Zoll hoch über seine Felder streuen lasse. Ein gleiches soll mit den Sand- und Kiesfeldern geschehen, die den zähesten und fettesten Laimen unter sich führen, oder mit dergleichen Letten versehen sind.

Wichtigkeit dieser Vermischung.

Diese Vermischung zweyer entgegen gesetzten Erdarten, die ich bisher auf die einfacheste Art beschrieben habe, ist von der äußersten Wichtigkeit. Sie ist das kürzeste sicherste und einzige Mittel, ein ödes oder unnützes Feld zu befruchtbaren, und es in ein solches zu umstalten, das jede Gattung

von

von Gesäme, Pflanzen und Gewächsen willig annimmt, und durch Verschaffung hinlänglicher Nahrung, zum erwünschtesten Gedeihen befördert. Dahero muß dem Landmanne, hauptsächlich aber der Bauernjugend, diese erste und höchst nothwendige Verbesserungsart vor allen genau bekannt gemacht werden. Ihre Aeltern versilbern oft, um einen sehr geringen Preis, eine schöne Strecke Landes, die sie für unfruchtbar erkennen und ausgeben. Die Mittel aber, wodurch solche in den besten und tragbaresten Acker verwandlet werden könnte, liegen oft kaum einige Schuh tief, unter der obern unfreundlichen Erde, und fehlet weiter nichts, als daß sie hervorgeholt, und obbeschriebener massen angewendet werden, wie es die Rinde der Oberfläche erfordert.

Vortrefflichkeit des Mergels zu Verbesserung der Aecker.

Sind in der Nähe Mergelgruben zu haben, so ist der Landmann desto glücklicher. In Engelland ist das Sprichwort entstanden: Wer

einen

einen Mergel in seinem Acker findet, der findet einen Schatz. Nicht der Mergel für sich macht den Acker fruchtbar, sondern seine ganz besondern Eigenschaften. Seine Theilchen, welche sich bis ins unendlich kleine auflösen, und dennoch scharf schneidend sind, dringen nach und nach in die aneinander gebackenen zähen Letten- und Laimenschrollen, zermalen und zertheilen solche in eine so feine Erdmasse, die sich nicht besser zu dem Wachsthum der Pflanzen gedenken läßt. Er macht die Erde geschickt, die Gährung des Dungs, und die Auskochung der Nahrungssäfte, für die Gewächse vollkommen auszuwirken, damit sie solchen, mit Zuthun der Feuchte zugeführt, und von den zarten Fäsern der Wurzeln eingenommen werden können.

Item der Wiesen — Die Sandfelder und Wiesen gewinnen einen unaussprechlichen Vortheil von dem Ueberstreuen des Mergels, wenn solcher zwischen den Letten- und Laimenschichten hervorge-

ge-

geholet wird. Er giebt den Bestandtheilen des Feldes, wo er aufgestreuet wird, die gehörige Verbindung, wofern sie zu locker sind; kleben sie aber zu fest aneinander, so verschafft er ihnen auch zugleich eine Auflösung. Ueberhaupt ist der Mergel das vortrefflichste Mittel, die Erde zu allen Arten von Gewächsen und Pflanzen geschlacht und bequem zu machen.

§. 2.
Vom Dunge.

Nachdem wir das erste Hauptmittel zur standhaften Verbesserung eines ganz untragbaren, oder doch nur mittelmäßigen Feldes, erkläret, und verstanden haben: schreiten wir zu dem zweyten, nämlich zu dem Dunge, den der Bauer und zwar mit Recht, die Seele der Felder nennet. Es ist nicht genug, daß die Erde auf die vorhin angeführte Art vermischet werde, und ihr gehöriges Temperament erhalte:

Nothwendigkeit des Dunges

te: es muß auch noch eine natürliche Vermischung, die unserm Auge unsichtbar ist, hinzukommen. Diese wird durch den Dung bewirket, welcher die vorher vermischte Erde in eine innerliche Gährung bringet, und sie in solche zarte Theile auflöset, daß sie sich mit dem Salz und Oel vereiniget, und mittels der Flüßigkeit des Wassers von den feinen Fäsern und Haaren der Pflanzenwurzeln eingesogen, den stärkern Wurzeln mitgetheilet, und durch diese den Hälmern die Feuchte, und den Stängeln der Gewächse, zugeführet werden kann.

Der Dung ist also dasjenige Mittel, wodurch die Erde unmittelbar geschickt gemacht wird, daß sie den allerkleinsten Wurzeln die erforderliche Nahrung zum Gedeihen der Pflanzen abgeben kann. Er ist gleichsam der Sauerteig der Erde, der solche aufblähet und in Bewegung setzet, wodurch die Zwischenräume in derselben behörig erweitert werden, damit die Sonne,

die

die Luft, der Nebel und Thau desto füglicher in dieselbe wirken können. Denn, wenn man eine Pflanze, es sey was es für eine wolle, kunstmäßig auflöset, und auseinander leget, um alle die Theile, woraus sie bestehet, besonders zu sehen und zu betrachten: so lehret uns die Erfahrung, daß solche keine andern sind, als Erde, Wasser, Salz, Oel, Luft und Wärme.

Bestandtheile einer jeden Pflanze

Diese Theile, welche das Nahrungswesen der Gewächse und ihr Wachsthum ausmachen, sind größtentheils in dem Dunge enthalten, besonders die Wärme, wie es ein jeder Landmann täglich erfahren und beobachten kann. Er wird immer in der Mistgrube einen gewissen Grad von Wärme in dem Dunge empfinden. Und eben dieser verschiedene Grad von Wärme in dem Dunge, muß dem vernünftigen Landwirthe, in Bemistung seiner Aecker, zur Richtschnur dienen. Er muß, bevor seine Felder noch nicht nach der vorgeschriebenen

Diese Bestand- oder Nahrungstheile enthält der Dung.

Kluger Gebrauch des Dungs.

Art vermischt und temperirt sind, sich hüten, daß er auf seine schweren oder kalten Gründe keinen Kühe- oder Schweinenmist führen läßt. Diese erfordern vielmehr Pferd- Schaaf- Hüner- Tauben- und allerhand Federviehmist. Eben also ist es bey den leichten und lockeren oder sogenannten hitzigen Gründen zu beobachten, daß man ihnen keinen solchen Dung giebt, der sich gähe entzündet. Der Mist vom Rind- und Schweinviehe ist für diese Gattung Erde allemal der vorträglichste.

Man kann hierwider einwenden: daß nicht jeder Landwirth, entweder aus Mangel des Viehes, oder des hinlänglichen Bezirks, verschiedene Mistgattungen nach Nothdurft seiner Felder, in besondere Gruben abtheilen könne. Ich gestehe es, aber hieraus erhellet auch abermal, wie nothwendig es ist, eine Erdart mit der anderen zu vermischen, um sie zur Annehmung einer jeden Gattung von

Dun-

Dunge, und zu einer durchaus gleichen Benutzung vorzubereiten.

Diejenige Nahrung, welche den Gewächsen unmittelbar zufliessen, und ihnen aufhelfen soll, muß in unbegreiflich kleine Theilchen aufgelöst seyn. Diese Auflösung geschieht durch das Gähren und Verfaulen. Diese Gährung und Fäulung aber wird befördert durch die unsichtbaren, scharfen und schneidenden Salztheilchen, welche mit dem Regen, Schnee, Thau und Nebel in die Mistgruben kommen. Es ist also nöthig, daß den Gruben die behörige Feuchte nicht ermanglet, in denen sich diese schneidenden Salze befinden, die die Zertrennung der Theile, sowohl in dem Mist, als nachher in der Erde bewirken. Mistgruben müssen Feuchte haben.

Was man eigentlich Mist nennet, versteht der Landmann zwar, aber nur im allgemeinen Verstande; und schränkt daher denselben bloß auf den Unrath der Thiere ein. In diesem Irrthume ist er wenig be- Vermehrung des Dunges

dacht, wie er diesen kostbaren Nahrungsstoff für seine Felder vermehren, oder verbessern soll. Er soll aber wissen, daß nicht allein der Unrath der Thiere, sondern überhaupt alles, was sich zur Fäulung bringen läßt, es sey von Thieren oder Pflanzen, zur Vermehrung des Dungs kann gebraucht und genutzet werden. Alles Unkraut aus den Feldern, Gärten, und Weinbergen, das zu keiner Fütterung taugt, alles Laubwerk, das zur Herbstzeit von den Bäumen und Hecken abfällt, wenn es in die Mistgrube geworfen wird, dienet zur Anfüllung, und Bereicherung derselben. Von den Thieren ist alles, bis auf die Knochen, darzu gut.

Verbesserung des Dunges

Der Dung wird verbessert, wenn das Melk- und überhaupt das Rindviehe, den Winter hindurch, mehr mit Köhl- und Krautstrunken, gelben und weissen Ruben, Dickwurzeln, Erdäpfeln und allerley Wurzelwerke, als mit mage-

ge-

gerem und saftlosen Strohe, gefüttert wird. Auch wird endlich der Mist besser, wenn er in seiner eigenen Jauche, oder in dem Urin, in der Grube versault, als wenn solcher in übereinander geschlagenen Haufen verschimmelt. Es muß also die Jauche, oder der Urin aus den Ställen, nicht ungenutzet auf die Seite fließen, sondern zum Besten der Felder, in die Mistgrube geleitet werden.

Es sind noch verschiedene Arten zu dungen erst in unsern neuern Zeiten bekannt geworden, die man eigentlich den künstlichen Dung nennet. Diese sind der Kalk, Gyps, gebrennter Laimen, gebrennter Rasen, Torfasche, Hörner, Klauen, und Haare von den Thieren, wollene Lumpen, Gerberlohe, Weintresten und Oelkuchen (doch ist es besser die beyden leztern zum Verfüttern anzuwenden). Aschen und Ofenrus ist der gewöhnliche Dung, und ein Hilfsmittel für die bemoseten Wiesen. Was der künstliche Dung ist.

Gewisse Saamenlaugen und Dungsalze sind verwerflich

Es wird auch viel Rühmens, aber mit wenig Grund und Verläßlichkeit, von dem Einweichen des Anbausaamens in eine auf besondere Art verfertigte Lauge, imgleichen von dem weit berufenen Dungsalze gemacht. Allein die Erfahrung beweist, daß es nur ökonomische Windmachereyen sind. Ueberhaupt soll sich der Landmann vor der künstlichen Düngung so lange in Acht nehmen, bis er seinen Feldern die vorher gemeldete Erdmischung verschaffet hat, damit er nicht etwa einen Dung auf seinen Acker bringt, der ihm mehr schadet als nutzet Bis dahin ist der Dung aus der Mistgrube der sicherste und beste; und diesen soll er daher fleißig zu vermehren trachten.

Der Mergel gehört nicht zum Dung.

Es wollen auch einige den Mergel mit unter die Dungunsarten gezählt wissen; allein es ist derselbe kein eigentlicher wahrer Dung, obgleich seine Bestandtheile viel kalkiges Wesen an sich führen, auch fett und seifenartig anzufühlen sind.

Je-

Jedoch ist solcher, wie wir oben gesehen haben, trefflich geschickt, den zähen schweren Boden, mit seinen unendlich kleinen Sandtheilchen, locker, den leichten aber, durch sein schmieriges Wesen, das ihm eigen ist, bindend zu machen, und die Erde also zuzubereiten, daß der eigentliche Dung in seiner vollen Kraft, und eine viel längere Zeit, wirken kann.

In Ländern, wo das Mergeln der Felder eingeführet ist, hat der Bauer das Sprichwort: **Wer Mergel auf seinen Acker führt, trägt Brod ins Haus.** Es wäre zu wünschen, daß dieses Sprichwort unter unsern wackeren Landleuten ebenfalls eingeführet würde. Der Mergel ist ganz leicht zu suchen, und eben so leicht zu erkennen, ob er von der guten Art ist. Er ist zwar der Farbe nach unterschieden, und nimmt solche gemeiniglich von den Erdlagen an, zwischen welchen er sich befindet; oft ist dieselbe auch zufällig, oder richtet sich

nach der Mehrheit der Bestandthei- le, aus denen er zusammengesetzet ist. In seiner Wirkung und Nutz- barkeit für die Felder aber, ist er fast einerley.

Farben des Mer- gels, und wo derselbe zu fin- den.

Die Farbe des Mergels ist ent- weder blau oder grau, weißlicht oder gelb. Selten findet man ro- then oder schwarzen. Man suchet ihn ohne viele Bemühung an den Ufern der Hohlwege, oder in den Gräben, die zu Zeiten ein häufiges Wasser, bey gähen Plazregen, oder Donnerwettern, durch die Fel- der reißt; und findet ihn ohne vie- len Zeitverlust, wenn man nur auf- merksam seyn will. Er zeigt sich, unter der ersten und zweyten Erdla- ge, schichtenweise, nicht anders, als ob er sich von verschiedenen Ver- änderungen, durch große Fluten, allda eingesetzet hätte. Es ist auch die gemeinste Meynung, der Mer- gel bestehe aus einem fetten Was- serschlamme, in welchen sich unend- lich viele, zum allerfeinsten aufge- löste, Pflanzendinge, und andere

die

die Fruchtbarkeit beförderende Zuthaten, vermischt hatten. Es ist aber, gleichwie in der ganzen Natur, also auch hier, sehr schwer, die Bestandtheile des Mergels genau zu bestimmen. Für den Landmann und die Baurenjugend wird es genug seyn, ihnen seine vortreffliche Wirkung in den Feldern und Wiesen zu zeigen, und zu empfehlen.

Wie der Mergel zu prüfen und zu erkennen.

Man probiret ihn in kleinen Schalen, oder auf Tellern. Es wird etwas Wasser auf ein Stücklein gegossen, nach einer oder ein paar Minuten beginnt derselbe aufzuschwellen, und endlich zerfällt er ganz. Beym Angreifen bietet er den Fingern ein überaus sanftes Gefühl dar, nicht anders, als ob man an Butter oder Schmalz griffe. In der freyen Luft löset er sich in ein paar Tagen in das feineste Pulver auf. Die Probe im Feuer, ob er knastert, ist sehr ungewiß; denn alle Körper, in denen sich Luft befindet, werden solches in der

schnel-

len Hitze thun. Eben so ungewiß und unnöthig sind die Versuche mit den rektificirten sauren mineralischen Geistern, die in vielen Wirthschaftsbüchern hierzu vorgeschrieben sind. Diese Proben können jedoch bey dem Untersuchen des Steinmergels, welcher keine so kenntlichen Merkmale seiner Güte, wie der Erdmergel, von sich giebt, mit Nutzen angewendet werden.

§. 3.

Von Beurbarung der Hutweiden.

Wir haben bisher von der Verbesserung derjenigen Felder, welche bereits des Pfluges und der Ege gewohnt sind, gehandlet, und die diesfälligen Hilfsmittel auf eine vernünftige Vermischung zerschiedener Erdarten, und auf eine wohlverstandene Düngung gegründet. Wir gehen also der Ordnung nach, und werden uns mit der wirklichen Bearbeitung zum Ackerbaue und der Bestellung des Ackerfeldes beschäfftigen; nachdem wir vorher

den

den Weeg werden gezeigt haben, wie gleichfalls die sogenannten Oeden, besonders die müßig liegenden Hutweiden, in fruchtbare Aecker oder Wiesen verändert werden können und sollen, damit sie uns jenen unvergleichlich größern Nutzen abwerfen, welchen alle ökonomischen Lehrer in ihren Schriften einhällig davon versprechen.

Diese öden Gemeingründe oder Hutweiden, bestehen meistens aus eingegangenen ehmaligen Wäldern, oder aus trockenen dörren Haiden, oder aus Sümpfen und Morästen; die allerwenigsten aber aus einer guten tragbaren Lage. Vier Gattungen von Oeden.

Die erste Gattung dieser vier Oeden, das ist, diejenige, wo vorhin, bey unserer Väter Zeiten, Waldungen gestanden, bedarf oft eines mühsamen Ausrottens der übrig gebliebenen alten Baumstöcke, Dorngebüsche, und Sträuche, Abebnung der Maulwürfe und Ameishaufen; Vertilgung der harten holzartigen Gräser und Un-

kraut-

krautwurzeln, die sich oft sehr tief in die Erde eindringen.

Die trockenen Sand = oder Schoderwüsten scheinen die unbändigsten zu seyn. Allein wer die vorhergegangene Anweisung, wie man die Felder meistens mit sich selbst verbessern kann, mit Aufmerksamkeit gelesen und überdacht hat, der wird sich von diesem Scheine nicht abschrecken lassen.

Die Sümpfe und Moräste müssen allerdings vorher abgezapfet, vom Wasser entlediget, und ausgetrocknet werden, ehe man solche beurbaren und befruchten kann; welches dem Landmanne abermal als eine unübersteigliche Mühe und Arbeit vorkommen wird. Allein diese Unmöglichkeit ist nur auf die Einbildung des Landmannes, nicht aber auf die Natur der Sache, gegründet. Dem menschlichen Fleiß ist nichts unmöglich, nur der Anfang macht eine jede nützliche Unternehmung schwer und unüberwindlich. Man darf nur erkennen und

ein=

einsehen lernen, daß man nicht allein für sein eigenes gegenwärtige, sondern auch für das künftige Wohl seiner Kinder die er liebt, arbeitet; so wird keine Mühe zu hart seyn.

Die in der guten Lage befindlichen Oeden und Hutweiden bedürfen unter allen der wenigsten Arbeit. Genug, daß solche zu rechter Zeit, und in behöriger Tiefe umgerissen werden, damit die Wurzeln des Grases und Unkrauts verfaulen, und nicht wieder vom neuen nachtreiben, und das Feld berasen können. Die Klugheit will, daß bey diesen der Anfang gemacht werde, damit der Landmann, durch den glücklichen Erfolg seines Unternehmens, und den daraus empfundenen baldigen Nutzen, desto mehr Muth gewinne, noch größere Schwierigkeiten dieser Art anzugreifen und zu überwinden.

Ich werde diese vier Klassen von Wüsteneyen, eine jede insbesondere, noch einmal hernehmen, um dem Landmann zu zeigen, daß

es keine unübersteiglichen Arbeiten sind, diese müßigen Erdflächen, sich und seinen Nachkommen, auf ewig zinsbar zu machen, wenn das Werk mit zusammengesetzten Kräften ernstlich angegriffen wird.

Wie die aus eingegangenen Waldungen entstandenen Hutweiden zu beurbaren.

Diejenigen Hutweiden, welche aus eingegangenen Wäldern entstanden sind, hat der eingerissene Holzmangel bereits größtentheils seiner Baumstümpfe und Gebüsche entlediget. Die wenigen, so davon noch übrig wären, würden der Mühe des Ausgrabens auch schon dadurch hinlänglich lohnen, weil sie zur Feuerung dienten, und zum Theil das Geld für das theure Holz, und das weite Herbeyführen desselben erspareten. Die Maulwürfe und Ameishaufen abzustechen, und die hölzigen Graswurzeln aus der Erde zu räumen, bedarf nur den Fleiß der Hausväter mit ihren Familien, zu einer Zeit, wo es die nöthigen Wirthschaftsgeschäffte verstatten. Alles übrige wird durch den Pflug und die Ege

ge-

gerichtet, wo anderst sich die Fläche zu Feldern schicket. Wären es aber schiefe Anhöhen, so könnte die Seite gegen Mittag zu einträglichen Weinbergen, die andern Seitengegenden aber zum Anbauen verschiedener Holzgattungen angewendet werden.

Wie die sandigē Hutweiden zu verbessern.

Die Oeden, deren Grund sandig oder kießig wäre, müßten hin und wieder durch Löchergraben untersuchet werden, wie hoch der Sand oder Kieß übereinander gehäuft lieget, und auf was für einer Art von Erde er rastet. Wäre es Laimen oder Letten, so ist derselbe herauf zu holen, und, wie schon oben erinnert worden, etwa zwey Zoll hoch über die Oberfläche auszustreuen, um solchen, bey dem Umreißen mit dem Pflug, mit der obern Erde zu vermischen. Läge aber der Sand oder Kieß allzuhoch, oder der untere Grund bestünde aus einer kreidigen, oder sonst steinartigen Lage: so würde dahier freylich wenig Hoffnung für Felder

zum Getraidbaue übrig bleiben: indessen können solche zu Harz- und Birkenwäldern, die in dergleichen Grund gut fortkommen, angewendet, und mit eben so vielem Vortheile benutzet werden, als ob man sie in Feldfluren verwandelt hätte. Der Mangel des so unentbehrlichen Holzes gebietet uns, auf dessen Erziehlung allen Bedacht zu nehmen, und leistet uns die Gewähre für den Werth derselben.

Sümpfe und Moräste müssen abgezapft werden.

Zur Abzapfung und Austrocknung der Sümpfe und Moräste, hat der Landmann freylich eines weiteren Unterrichts vonnöthen, als bisher in den allgemeinen Anweisungen dazu ist gegeben worden. Von denjenigen Morästen, welche aus aufsteigenden Quellen entstanden sind, müßte das Wasser durch einen Hauptgraben, in den verschiedene kleine Seitengräben eingeschnitten wären, in einen nahe vorbey rinnenden Fluß geleitet werden. Es ist außer Zweifel, daß sehr viele unserer kleinen Bäche, die

in

in unseren Wiesen und Auen strömen, und sich in die Flüße ergießen, durch den Fleiß unserer alten Vorfahren, aus solchen Gräben entstanden sind. Hierzu aber müßen, ehe eine so kostbare und mühsame Arbeit unternommen wird, verständige Männer um Rath gefragt werden, die den Hang der obern Erdfläche, und den Fall, dessen das Wasser zu einem rinnenden Bache bedarf, untersuchen, und den Weeg zu seinem Laufe bezeichnen können.

Bey stehenden Sümpfen, die von dem Zusammenflusse des Regenwassers herkommen, und wegen ihres lettigen Bodens nicht verseihen können, wären ebenfalls entweder solche Kanäle anzubringen, oder nahe dabey geräumige Gruben, durch die zähe Lettenrinde bis auf eine Sand- oder Kießlage zu graben, und sodann das Wasser in solche einzuleiten, wo es sich unfehlbar unter der Erde verlieren muß.

Moräste, welche von dem Austreten der Flüße, auf der einen oder andern Seite des Ufers, entstanden sind, könnten zwar, bey niedrigem Wasser, wieder in den Fluß geleitet, und der Boden abgetrocknet werden. Allein, bey der folgenden Uebergießung, würden solche wieder unter Wasser stehen, und die geschehene Arbeit vergebens seyn. Das sicherste Mittel hierwider wäre, die Ufer an der abhangenden Seite zu erhöhen; wie man solches in Italien an dem großen Poostrome, und mehr andern kleinen Flüßen wahrnehmen kann. Dieses sind aber Unternehmungen, die nicht für einzelne Dörfer und Gemeinden, sondern für Regenten, die ihre Länder glücklich zu machen suchen, aufbehalten bleiben.

Abgetrocknete Moräste sind allenfalls abzugraben.

Ist ein Bruch oder Morast, erst beschriebener Maßen, durch Gräben abgezapft, und das faule versäuerte Wasser hinweg geschafft, daß sich nunmehr trocken darauf handthieren läßt: so ist die erste

Ar=

Arbeit, die etwa vorhandenen obern Grasrinden mit ihren Wurzeln, einen Schaufelstreich tief, in Platten auszugraben. Diese richtet man nahe aneinander in Häuflein auf, welche inwendig hohl bleiben müssen, damit sie desto besser und ehender ausdörren, und sich sodann in Asche verbrennen lassen, die statt eines trefflichen Dungs über den Boden gestreuet wird. Wer hievon umständlichere Nachricht verlanget, kann meine ökonomischen Abhandlungen vom Jahr 1768. nachschlagen.

Aus diesen Gründen, die meistens aus guter schwarzer Modererde bestehen, können mittels einiger Vermischung, vortreffliche Wiesen, Kraut- und Kohlgärten, auch nach Beschaffenheit ihrer Lage, die schönsten Felder zubereitet werden. Man hat sich desfalls nach den Bedürfnissen eines jeden Orts und Dorfs zu richten; und der fleißige Bauer wird selbst am besten wissen, zu was er den ihm heimgefallenen

Nützlicher Gebrauch derselben.

Antheil auf die nöthigste und nützlichste Art wird anwenden können. Er bedarf also nur, in der Manier wie er zu Werke gehen soll, unterrichtet zu werden.

Oeden in guter Lage sind nur umzureißen und zu entwurzeln.

Die Oeden, oder Gemeinweiden in der guten Lage, lassen sich am leichtesten zur Anbauung bringen. Nur ist hiebey nöthig zu beobachten, daß der Grund zum erstenmale wenigstens 6. Zoll tief, und dieses zwar im Frühjahr, wann die Wurzeln im Saft sind, und leicht in die Fäulung greifen, umgerissen werden muß. Bey diesem Umreissen aber müssen die Gemeinden sich mit einigen starken Pflügen versehen, auch einander vorspännen; weil sie sonst mit ihrem gewöhnlichen leichten Ackergeschirre, und schwachen Viehe, ihren Zweck nicht erreichen werden.

Den Sommer über, wenn man bemerken sollte, daß die Furchenrücken sich von unverfaulten Gras- und Unkrautwurzeln, neuerdings berasen wollten: so hat man sich ei-

sener Egen zu bedienen, um den Ueberrest solcher lebendigen Wurzeln loszukratzen, in die Höhe zu bringen, und sodann von dem Felde wegzuräumen. Bey der Herbstanbauzeit, werden diese umgerissenen Stücke nur seicht geackert, damit der umgestürzte Wasen unberührt, und ruhig in seiner Verwesung bleibt. In diese seichten und schmalgezogenen Furchen wird das Korn, oder der Rocken sogleich eingesäet, und mit der umgekehrten Ege untergestrichen.

Dieses Umreißen mag sowohl im Herbste als im Frühjahr geschehen.

Ich habe zwar gesagt, daß dergleichen neuanzubauende Oeden oder Waidgänge, zum erstenmale im Frühjahr umgerissen werden sollen: es ist jedoch dieses nicht so zu verstehen, als ob solches nicht auch im Herbste geschehen könnte, zumalen wenn der Landmann diese Zeit, seiner Arbeit halber, für bequemer finden sollte. In diesem Falle aber würde höchst nöthig seyn, vorher dasjenige Unkraut, welches den Sommer hindurch von dem

Viehe zurück gelassen worden ist, mit Sensen oder Sicheln, ehe der Saamen in denselben reif wird, abzumähen; maßen dieses so schädliche Unwesen sonst schwerlich zu vertilgen seyn würde. Uebrigens hat man allemal bey der vorgeschriebenen Ordnung im Ackern zu verbleiben. Nämlich im Herbste, als das erstemal, läßt man den Pflug wenigstens 6. Zoll tief gehen; hingegen im Frühjahre werden nur seichte und schmale Furchen geackert, und entweder Hirsen, oder Haber, in dieselben angebauet, und gesagter massen untergestrichen. Diese Grundstücke, welche aus einer Oede tragbar gemacht werden, heißen Neubrüche.

§. 4.
Von Bearbeitung der Getraidfelder.

Dreyfache Eintheilung der Tragfelder.

Diejenigen Felder, welche schon vorher Getraid und Pflanzen getragen haben, werden die Beurbarten, oder das Getraidland ge-

genennet. Diese werden meistens, wenigstens in unsern Gegenden, in drey Klassen abgetheilt. Die erste enthält das Saat- oder Winterfeld; die andere das Sommerfeld; und die dritte das Brachfeld: Das Winterfeld ist jenes, auf welchem im Herbste, und zwar vor dem einbrechenden Froste, Korn oder Rocken, Waizen, Dünkel, Spelz, u. s. w. angebauet worden.

Das Sommerfeld ist, worauf das vorhergegangene Jahr die Wintersaaten eingeärntet worden, und im Frühlinge des folgenden Jahrs, Gersten, Haber, Sommerwaizen, Heidekorn, Hirsen, Erbsen, Wicken, und dergleichen angebauet werden.

Brachfeld heißt dasjenige, welches bereits im ersten Jahre Korn oder andere Winterfrüchte, im zweyten darauf aber Sommerfrüchte getragen hat, und nun gleichsam von seiner zweyjährigen Arbeit ermüdet, im dritten Jahre ausruhen soll.

Die Felder sollē nicht brach liegen.

Allein diese Ermüdung ist erdichtet, und die den Feldern zugedachte Ruhe, gründet sich nicht sowohl auf jene, als auf den Mangel des Dunges. Der Landmann kann, bey dem dermaligen elenden Austreiben seines Viehes auf leere Hutweiden, und bey der Unwissenheit die Fütterenen und die Viehzucht zu vermehren, mit seinem Dunge kaum so weit auslangen, daß er einige seiner Aecker in fünf oder sechs Jahren nur einmal gehörig, die meisten aber noch viel später, düngen kann. Wird aber das Anbauen genugsamen Gefütters (wovon ich an seinem Orte reden werde) mithin auch das Viehe, und folglich der Dung vermehret und bekannter werden: so wird das ohnehin gesegnete Erdreich unserer Länder nie dieser eingebildeten Ruhe, und also auch keiner Brache bedürfen.

Die Bearbeitung der Felder, und das dazu gehörige Werkzeug, ist zwar dem Landmanne bekannt: nichts

nichts destoweniger wird es nicht undienlich seyn, folgende kurze Anmerkungen darüber mitzunehmen.

Nöthige Instrumente zum Ackerbau.

Die vornehmsten und wesentlichsten Instrumente zum Ackerbaue sind, der Pflug, die Ege und die Walze. Spaten und Hacken sind zwar ebenfalls Werkzeuge, die Erde zu bearbeiten; sie werden aber meistens nur in den Gärten, Weinbergen, und überhaupt da gebraucht, wo der Pflug nicht angebracht werden mag. Fast ein jedes Land hat eine andere Art von Pflügen, theils wegen der althergekommenen Gewohnheit, theils aber wegen der Lage, und Eigenschaft des Bodens selbst, nachdem nämlich derselbe schwer und naß, trocken und leicht, steinig oder kießig ist, und eines tiefen oder seichten Ackerns bedarf. Jedoch stimmen solche in ihren Haupttheilen gemeiniglich überein.

Der Pflug soll ein beweg=liches Sech haben.

Es sind in den neuern ökonomischen Büchern verschiedene Arten Pflüge beschrieben, und ihre Zu=

sam=

sammensetzung auf Kupfertafeln vorgestellet worden. Allein zum Gebrauche unserer Länder, finde ich keinen vorträglicher, als den mit dem beweglichen Streichbrete, und dessen Sech sich auf beyde Seiten lenken läßt. Mit diesem Pfluge kann man nach Belieben tief und seicht ackern, und die Erde entweder immer auf die nämliche, oder wie es der Landmann für gut erachtet, auf beyde Seiten werfen. Wenn man das Streichbret bey jeder Umkehre wechselt, welches bey Geübten sehr geschwind zugeht: so wird allemal in der lezten Furche zurückgefahren, und die Erde fällt immer auf einerley Seite. Will man aber nach der alten Gewohnheit, die Erde von der ersten Furche, auf diese, und von der zweyten, auf die Gegenseite stürzen (wie es dann an Pflügen, an denen die Streichbreter befestiget und unwandelbar sind, nicht anders geschehen kann): so darf nur das Sech und Streichbret unverändert

dert auf der nämlichen Seite stehen bleiben.

Vor allem ist dieser Pflug ungemein bequem, wo die Felder abhangend sind, und sich allgemach in Hügel erheben, dergleichen schier in einer jeden Strecke Landes angetroffen werden. Für dergleichen Höhen ist der angenommene österreichische Pflug, mit dem unveränderlichen Sech und Streichbrete, so unschicksam, als er immer seyn kann. Denn da derselbe nothwendig die Furchen wechselweise, die eine abwärts, und die andere hinauf werfen muß: so ist leicht zu erachten, was für eine Anspannung der Kräfte von dem Viehe erforderet wird, um die schwere Erde dem Berg entgegen zu werfen. Hingegen hat der Pflug mit dem beweglichen Seche und Streichbret den Vortheil, daß er die Erde stets bergab wirft; wodurch solche Hügel mit der Zeit in eine gemäßigte Ebene verwandelt werden. Dieser Pflug ist in dem wohlerfahrnen Landwir-

the,

the, in Kupfer vorgestellet, und nebst seinem Gebrauche nach möglichster Deutlichkeit beschrieben worden.

Beschreibung der eisernen Ege

Die Ege ist ein so nützliches als bekanntes Instrument bey dem Feldbaue. Ein Landmann sollte billig zwo Egen führen, die eine mit eisernen Zinken, um die Brachfelder vom Unkraut, und die Wiesen vom Mooß zu reinigen; die andere vom puren Holz, den ausgestreuten Saamen unter die Erde zu scharren. Die erste mit den eisernen Zinken, soll sowohl in der Länge als Breite, von den gemeinen Egen unterschieden, das ist, grösser seyn; und, anstatt daß die gemeine Ege nur vier Balken in der Länge, und eben so viele in der Breite hat, soll diese fünf, und also überhaupt zehen Balken haben. Die vordere Reihe Zinken sollen nicht länger als 3, die zweyte 4. und so fort bis auf die Zinken der lezten Reihe 6. bis 7. Zoll lang seyn. Bey dem Einsetzen in die

Zwerch-

Zwerchbalken, müssen sie also geordnet werden, daß immer ein Zahn des nachfolgenden Balkens, zwischen zweyen der vorhergehenden zu stehen kommet.

Der Dienst dieser Ege ist, im Sommer bey überhäufter Arbeit, anstatt des Ackerns, oder sogenannten Rührens, die Brachfelder aufzukratzen, zu öffnen, und das Unkraut zu vertilgen: vor der Winter- und Sommersaat die Schrollen zu zermalmen, und die Erde mürb und locker zu machen: auf den Wiesen den Moos los zu kratzen, und der Oberfläche Oeffnungen zu verschaffen, durch welche den Graswurzeln Dung und Feuchte zukommen, und Luft, Thau Nebel desto besser in den Boden wirken können. Diese wird die schwere Ege genennt. Dienst dieser Ege.

Die zweyte Ege ist durchaus von Holz. Die Balken, deren wie gesagt nur vier nach der Länge, und vier über quer seyn dürfen, können eben so stark seyn wie bey der Beschreibung dieser hölzernen Ege

ersten. Doch müssen die Zähne oder Zinken nur hölzerne Zapfen, und nicht über zwey Zoll lang seyn, damit bey der Unteregung des ausgesäten Saamens, vielmehr die Balken als die Zinken die Körner unterstreichen.

Nutzen und Gebrauch der Walze.

Die Walzen sind meistens nur zum Gebrauche, die Erdschollen zu zerdrucken; oder die leichte Erde sowohl im Herbste als im Frühjahre, genauer an die Wurzeln zu zwingen. In schweren Gründen wäre diese Arbeit mehr schädlich, als nützlich. So würde auch mit unnsern gemeinen Walzen, in Zerbrechung der Schrollen auf einem zähen festen Boden, wenig ausgerichtet seyn, weil sie lange nicht so schwer und kräftig sind, als hierzu erfordert wird. Für dergleichen Felder gehöret eigentlich die sogenannte Stachelwalze, welche in einigen Gegenden in Sachsen üblich ist, und vortreffliche Dienste leisten soll. In dem wienerischen ökonomischen Wochenblatte, oder Bienenstock, im

le=

lezten Stücke vom J. 1768. ist diese Stachelwalze umständlich beschrieben, und auf einer Kupfertafel vorgestellet.

In den guten sowohl, als auch in den leichten Gründen ist unsere gemeine Walze immer von gutem Nutzen und Gebrauche. Nach dem Säen, und Unterstreichen des Saamens mit der Ege, drückt die Walze, wenn das Feld damit befahren wird, den Körnern die Erde näher hinzu. Die zarten Keime der Wurzeln, wenn solche die erste Nahrung, die der Saamen in sich hatte, ganz verzehret haben, können sich um so besser mit der Erde befassen, und aus derselben die Nahrungssäfte in sich ziehen, und fortwachsen.

Im Frühjahre ist das Walzen der Winterfelder sehr nützlich. Der Frost ziehet die Erde in die Höhe, und machet solche mehr locker, als nöthig ist; wodurch die empfangene Feuchte schnell ausduftet. Das Walzen treibt also die aufgelocker-

te Erde wieder zusammen, und näher zu der Wurzel, welche hierdurch einen festen Stand erhält, und von keinen Winden ausgerissen, und weggeführet werden kann.

Den Sommerfrüchten geschiehet nicht allein, nach der Aussaat, mit dem Walzen der nämliche Dienst; sondern auch, wenn solche schon eine stehende Hand hoch gewachsen, und alsdann nochmals mit der Walze überfahren werden: so wird dadurch eine unzählige Menge Käfer, nackete Schnecken, und anderes den Feldfrüchten schädliches Ungeziefer zerdruckt und vertilgt. Auch wird zugleich der Boden zu dem künftigen Abmähen platt und eben gemacht; welches die nachherige Arbeit gar sehr beförderet. Man hat sich bey diesem zweyten Walzen nicht zu besorgen, daß zu viel Getraidkeime zugleich mit zerdrucket werden; denn jemehr deren zerquetschet würden, destomehr würden sich dieselben bestauden, und desto reichlicher würde die Aernte

ausfallen. Diejenigen Hauswirthe, welche etwa ihre Gersten- oder Haberäcker, statt der künftigen Brache, für denselben Sommer in künstliche Wiesen verwandlen wollten, könnten, ehe dieses Ueberwalzen der Sommerfrüchte geschieht, entweder von dem kleinen rothen, oder weißen Kleesaamen, über diese grünen Saaten herstreuen, und alsdann mit der Walze überfahren, damit derselbe in die lockere Erde gedrückt wird. Es ist nöthig, daß der Kleesaamen später, und nicht mit der Gersten oder Haber zugleich, ausgesäet wird; wie an seinem Orte wird gezeigt werden.

Die erste Zubereitung der Felder zu der Wintersaat, geschieht im Frühjahre, nachdem die Sommerfrucht in die Erde gebracht ist. Der Anfang wird mit dem Dungführen gemacht. Es soll aber diese Arbeit nicht im regnerischen Wetter geschehen, weil sonst viele Kraft verlohren gehet.

Der Dung soll bald untergeackert werden.

Ist der Dung auf den Feldern und ausgebreitet: so soll derselbe nicht lange der Sonne und dem Winde blos liegen; sondern, sobald möglich, tief untergeackert werden, welches man das Brachen nennet. Dieß Ackern dehnet sich manchmal bis in den Monat Junii hinaus; woher derselbe den Namen Brachmonat erhalten hat. Allein wer früher damit anfängt, und eher zu Ende kömmt, der thut allemal besser; denn der Dung hat mehr Zeit in der Erde zu wirken, und solche zur Saat vorzubereiten.

Wie ein nasses, und wie ein trockenes Brachfeld zu ackern.

Wo der Grund von Natur naß ist, da wird auf schmale Beeten geackert, und die Furchen werden tief gezogen, damit die Beeten erhöhet, und zu beyden Seiten die Gräben tief genug werden, das ausziehende und ablaufende Wasser zu fassen. Hin und wieder angebrachte Wasserfurchen, würden den nämlichen Dienst leisten. Ist aber die Lage der Felder erhaben und

tro=

trocken: so ist das flache Ackern dem ersten allemal weit vorzuziehen.

Mit Ende Juny sollte abermal nur flach geackert werden, welches das Wenden heißet. Ein gleiches sollte, wegen des häufig wachsenden Unkrauts, gegen das Ende Julii geschehen; welches das Rühren genennet wird. Allein die um solche Zeit einfallende Aernte und überhäufte Arbeit, nöthiget die Landwirthe, solches mehrentheils nur bey dem Egen bewenden zu lassen. Mit Ende Augusts, oder Eingang des Septembers, wird endlich zur Saat geackert. Dieses ist zwar die allgemeine Ordnung; allein, der Landmann muß sich nach seiner Zeit, hauptsächlich aber nach der Witterung richten. So ist auch diese Einrichtung nur an den Orten üblich, wo die Brachfelder noch zu nichts benutzet werden. Wo diese aber zur Erzeugung zerschiedener Sommerpflanzen dienen müssen, da ist auch eine

Das Wende, Rühren und Saatackern.

ganz andere Zubereitung nöthig; wovon ich noch erst reden werde.

An-bauung der Som-mer-früchte. Bey der Zubereitung der Felder zu den Sommerfrüchten, geschieht das erste Ackern gleich nach dem Einärnten der Winterfrucht; welches man das Stoppelstürzen heißt. Dieses Pflügen muß tief geschehen, damit die Stoppeln recht unter die Erde kommen, wohl verfaulen, und solche locker machen, um die Winterfeuchte desto mehr einzusaugen, und länger damit auszuhalten, wenn die Regen im Frühjahre ausbleiben möchten.

An vielen Orten wird auf die umgestürzten Stoppelfelder, wenigstens auf die in der guten Lage, weißer Rübensaamen, die man Halmrüben nennt, gesäet. Sie gerathen meistens sehr wohl, und geben im Winter eine treffliche Zuspeis für die Menschen, und eine gute Fütterung für das Vieh ab, und verdienten daher, allgemein eingeführet zu werden.

Im

Im Frühjahre, etwann im Märzen, wenn es die Witterung gestattet, werden diese umgestürzten Felder nochmals, aber nur seicht geackert, damit die unverfaulten Korn- oder Waizenstoppeln nicht mit in die Höhe gehoben werden. Es sollte zwar nach Verlauf 14. Tage abermal zur Sommersaat gepfluͤget werden: allein, wegen des unstäten Wetters, welches gemeiniglich um diese Zeit regieret, wird meistens nur einmal geackert, und zugleich gesäet.

Auch die Brachfelder sollen zum Theil besämet und bepflanzet werden.

Wann die Sommerfrüchte von diesem Felde eingeärntet sind: so wird solches das künftige Brachfeld, und verbleibt der Weidgang für die Schweine, hauptsächlich aber für das Schafviehe. In den Ländern, wo die Erdfläche besser, als dermal noch in unsern Provinzen gewöhnlich ist, benutzet wird, vereinigen sich die Dorfgemeinden mit ihren Richtern und Vorstehern, und zeichnen sich eine gewisse Strecke desselben Felds, etwan von 2.

bis 3000. Schritten, nächst dem Ort aus, und besämen es das folgende Frühjahr mit mancherley Sommerpflanzen und Gewächsen zum Winterfutter, wie auch für die Fabriken und Manufakturen. In diesem Raume werden vorzüglich diejenigen Aecker einbegriffen, welche dem Orte oder Dorfe am nächsten und in der tragbaresten Gegend liegen.

Dieser ausgezeichnete Strich Feldes wird noch vor dem einbrechenden Winter mit Dung überfahren, und sogleich tief umgeackert, damit der Mist Zeit gewinnt, über Winter in die Verwesung zu gehen. Diejenigen Aecker, welche von diesem Umfange ausgeschlossen bleiben, werden erst im folgenden Frühjahre, im May, oder später gedünget, und umgeackert; welches also das Brachen oder Brechen ist. Einige davon erhalten den Pförch, oder Hurtenschlag; hierzu werden diejenigen gewählt, wel-

che zum weitesten entlegen sind, und wo der Dung am beschwerlichsten hinzuführen ist.

Diese im Herbst gedüngten Brachfelder werden gegen Ende des Märzens bis halben April, oft auch später, wiederum, aber nicht tief, geackert, damit der unten liegende Mist unberührt bleibt. Hierauf werden dieselben zu Ansämung der Pflanzen, die man anzubauen gedenket, zubereitet. Diese Pflanzen bestehen meistens, aus Hirsen, Hanf, Flachs, Rübsaat, Magensaamen, weißen und gelben Ruben, u. s. w. dann aus dem zerschiedenen Fütterwerke für das Melk- und Zugviehe. Dieses leztere Gesäm wird gemeiniglich vermischt, so daß Gerste, Haidekorn und Erbsen für das Melkviehe, für das Zugviehe aber Wicken und Haber untereinander angebauet werden. Es geschieht aber das Ansäen solches Sommergefütters entweder mit der Bestellung des Habers zugleich oder doch längstens

Was dieses für Pflanze seyn sollen.

mit dem Anbaue der Gersten, und zwar auf die gewöhnliche Art, indem der Saamen in die engen Furchen ausgestreuet, und mit der Ege bedecket wird. Nur ist der Unterschied zu beobachten, daß das Futtergemengsel, imgleichen der Flachs und Hanf dick; die übrigen Gattungen aber dünne gesäet werden müssen.

Zum Weiskraut, Köhl, Kaleraben, türkischen Waizen, Wörsing, Erdäpfeln, Dickwurzeln, oder burgundischen Rüben, zerschiedenen Geschlechtern von Fisolen, Bohnen und dergleichen, werden die Aecker nach dem Pflügen zart geeget, und nachher mit der Walze überfahren, und abgeebnet. Denn weder diese Pflanzen noch die Körner, werden gesäet, sondern die erstern mit den Händen ordentlich und reihenweis gesetzet, die leztern aber auf gleiche Art in die Erde gestecket. Die Kraut- Köhl- und Wörsingpflanzen, kommen einen guten Werkschuh weit voneinander

zu stehen, die Erdäpfel aber zween volle Schuhe, die Turnips, türkischer Waizen und übrigen Körner einen gemeinen Schuh, und werden 2. Zoll tief in die Erde gestecket.

Das wiederholte Anhäufeln, Scharren, oder Hainlen, welches bey diesen Gewächsen den Sommer hindurch geschieht, dienet der Erde gleichsam anstatt des öftern Ackerns und Egens. Dann diese Arbeit machet das Feld ungemein zart; so wie die Wurzelgewächse, durch ihr Einbohren, dasselbe sehr locker machen. Desgleichen wird durch den Hanf, Flachs, Hirsen u. s. w. das Unkraut vertilget; daß also die Brachfelder durch den Sommerbau, ausser dem ungemeinen Nutzen, der dem Landmann daraus zuwächst, vielmehr gebessert als verschlimmert werden. Und in der That ist es eine Lust, die manigfältige Abwechslung von Gewächsen anzusehen, welche dergleichen Gegenden ein so angenehmes Aussehen geben, daß es die ordentlich-

Das Anbauen der Brachfelder ist denselben gedeihlich.

sten

sten Küchengärten kaum anmüthiger geben können.

Alle diese Gattungen von Gewächsen, werden nach Bartholomay vom Felde geräumet, und die Aecker eben so, wie wenn sie brach und unbenützt gelegen wären, zur Wintersaat zubereitet. Von der ausführlichen Art, wie diese Gewächse bearbeitet, eingeärntet, aufbewahret, und zur Nahrung für die Menschen und Viehe angewendet werden sollen, beliebe man sich in dem von mir herausgegebenen **ökonomischen Land= und Hauswirtschaftskalender** zu ersehen.

Allgemeine Regel für die Winter= und Sommersaat

Die Aussaat der Winterfrüchte geschieht gewöhnlich zwischen Maria Geburt und Michaeli. Der eigentliche Zeitpunkt hierzu wird nach der allgemeinen Regel bestimmet, nämlich wann die Blätter von den Bäumen abfallen; wie hinwiederum die Sommerfrucht alsdann der Erde anvertrauet werden soll, wann die Bäume beginnen auszuschlagen. Indessen muß sich je=

jedoch der Landmann nach seiner Zeit und der Witterung richten, wie und wann ihm solche am bequemsten ist.

Der Saamen zu der Aussaat, sowohl zu Sommer= als Winterfrüchten, muß wohl gewählet werden, so daß der gediehenste und reifeste dazu aufbehalten wird. Diesen kann der Landmann erhalten, wenn er seine Garben, ohne sie aufzulösen, sanft überdreschen läßt; denn solcher Gestalt fallen die vollesten und reifesten Körner vor den schlechtern aus, welche mehr Gewalt brauchen, und daher leicht zerquetscht werden. Wie ein guter Saamen zu erhaltē.

Ich weiß zwar, daß der Landmann sich einer andern Methode bedienet, um die besten Seesaamen auszuwählen; diese besteht darin, daß er, bey dem Wurfen der Körner, diejenigen, welche am weitesten vorausgesprungen sind, von den übrigen absöndert, und zur Saat aufhebet. Ich gebe auch zu, daß diese Methode in so weit gut

ist. Allein auf diese Weise werden jedoch sehr viele dieser schweren vollen Körner, von den harten Schlägen des Flegels oder Dreschels, nothwendig beschädiget, und zum Aufkeimen untauglich gemacht. So giebt es auch sonst zerschiedene Zufälle, als Feuchte und Nässe, welche auch den unreifen und schlechten Körnern eine vorzügliche Schwere mittheilen können, ohne daß jedoch dieselben zum Anbauen tauglich wären. Es ist also allemal das sicherste und zuverläßigste Mittel, guten Saamen zu erhalten, wenn solcher bald nach der Einfuhr, wie gesagt, gedroschen und zur Saat aufbewahret wird.

Vortheil, dẽ man bey einem guten Saamẽ hat.

Wenn lauter gesunder Saamen auf die Felder gesäet, und mit der umgekehrten Ege untergestrichen wird: so kann der Landwirth zum allerwenigsten den vierten Theil seiner Aussaat ersparen. Einige unserer neuern ökonomischen Schriftsteller, die sich zwar auf die alten, den Columella, den Plinius, und de-

Vom Einquellen des Saamens.

deren Nachfolger beziehen, machen viel Rühmens von dem Einquellen des Saamens vor der Aussaat. Allein so lange wir die eigentlichen Ingredienzen der Lauge, worin die Einquellung geschehen soll, weder wissen, noch prüfen können, so lange haben wir Ursache, an den Vorschlägen der Jüngeren zu zweifeln, und solche als unbewährt zu verwerfen.

Eine gleiche Bewandniß, hat es mit dem, noch ganz neulich so hoch gepriesenen Dungsalze; welches endlich von denen, die ihm ihren Beyfall geschenket hatten, als eine bloße Täuscherey befunden worden ist. Ich rathe demnach meinen werthgeschätzten Landwirthen aufrichtig, sich jederzeit nach der getreuen Natur und der bequemsten Witterung zu richten, und sich an die von mir vorgeschriebenen Anweisungen zu halten. Man sey besorgt um gesunden und vollkommenen Saamen, wie oben gezeigt worden; man versehe seine Felder

mit hinlänglichem guten Dunge, man mache das Erdreich, so viel möglich ist, locker, und bearbeite es rein, damit Sonne, Luft, Regen, Thau und Nebel darin wirken können. Befolgen sie diesen Rath, so bin ich ihnen Mann dafür, daß ihnen dieses einen weit reichlichern Segen bringen wird, als alle solche bisher ans Licht gekommene ökonomische Schwärmereyen, welche von ihren müßigen Erfindern nie durch einen einzigen wirklichen Versuch sind bewähret worden.

Beste Art zu säen.

Das Säen der Feldfrüchte geschieht nach dem ältesten Gebrauche (und dieser ist bey mir immer der beste) mit der Hand. Der Säer ergreift, bey jedem zweyten Schritte, eine Handvoll Saamen, und wirft solchen in einer gewissen Breite, von ungefähr 5. bis 6. Schuhen, vor sich her. Damit er aber die möglichste Gleichheit in dem Ausstreuen erreiche, so biegt er den Daumen unter währendem Wurfe, in die hohle Hand; welches dazu

hilft,

hilft, daß sich der Saamen ziemlichermassen durch die gespalteten Finger zertheilt, und nicht zu häufig auf einen Ort allein fallen kann. Doch sind diese Handgriffe des Säens nicht so leicht zu erklären, als aus der Uebung und Erfahrung zu lernen.

Die Säemaschinen, welche in Engelland, und eben auch in den Niederlanden, üblich seyn sollen, kann ich dermal noch unmöglich anrathen. Sie reimen sich weder mit dem Begriffe, noch mit dem Geschmacke unserer Landleute, und würden daher dieselben irre machen, oder ihnen alle Anleitungen zur Verbesserung des Ackerbaues vereckeln. Man weiß auch, daß alle diejenigen, welche mit diesen künstlichen Maschinen ihre Felder bestellen lassen, solches vielmehr aus Neugier, und zu ihrer Ergätzung thun, als um eines wahren Nutzens willen; und daß sie von dem größten Haufen für ganz irrige Landwirtschafter angesehen werden.

Von der Witterung zur Getraidsaat.

Der Rocken, oder das Korn, kann bey trockenem Wetter, ohne Anstand gesäet werden. Der Mangel an Feuchtigkeit schadet ihm nicht leicht, wenn es in der Erde liegt. Dahingegen aber verlangt der Waizen, wenn er ausgesäet ist, eine baldige Anfeuchtung; widrigens würde er in der Erde ersticken. Die Gerste hat beynahe die Eigenschaft des Rockens, und kann, nach dem Sprichwort, in Staub gesäet werden; so wie es dem Haber wenig schadet, wenn er in ein pures Geschmier angebauet wird.

Der beßte Rocken ist das Reichkorn.

In der Wahl unter dem Rocken ist das, seit einiger Zeit, bekannt gewordene Reichkorn besonders anzurühmen. Es ist nicht allein stärker in dem Halme, sondern auch ergiebiger in dem Maße, als sonst das gemeine Korn. Sollte es auch mit der Zeit ausarten, wie einige vermeynen; so wird sich dennoch seine Güte in dem Mehl, von dem gemeinen Rocken unterscheiden; und würde allemal nütz-

lich seyn, dasselbe allgemein einzuführen.

Gersten giebt es verschiedene Gattungen, als da ist, die zweyzeilige, die vierzeilige, und die Reis- oder Speltgerste, die man auch das arabische Korn nennet; die Himmelgerste, und die nackende Gerste. Die lezte ist mit der Reisgerste einerley, nur daß die Körner in der Größe unterschieden sind. Die zweyzeilige ist wegen ihrer langen Aehren und großen Körner, die Reisgerste aber wegen des wohlschmeckenden Gritzes, und gerollten sogenannten Perlengerste, den übrigen Sorten vorzuziehen. Beßte Gattung von Gersten.

Der Haber ist in seiner Art, Farbe, Form und Eigenschaft, ebenfalls unterschieden. Unter dem weissen, gelben, und braunen wird der lezte, wegen seiner Schwere und Ergiebigkeit, für den besten gehalten. Wiewohl seine Bestimmung meistens zur Fütterey des Viehes, vorab der Pferde, ist: so ist doch diese Frucht in einigen Beßte Gattung von Haber.

rauhen Gegenden, auch eine höchst-nöthige Nahrung für die Menschen. Besonders werden aus dem, daraus verfertigten sogenannten Habergritz, sehr nahrhafte und wohlschmeckende Gerichte zubereitet.

Von den übrigen Nahrungsfrüchten, als Hirsen, Haidekorn, türkischen Waizen, und andern mehr, scheint es unnöthig zu seyn, allhier weitläufiger zu reden. Denn sowohl ihre Geschlechter, als der Gebrauch, der davon gemacht wird, sind unsern Landleuten ohnedas bekannt. Von der Anbauung, Pflege und Wartung derselben, wird alsdann Meldung geschehen, wann uns die Ordnung darauf bringen wird.

Von Ausreutung des Unkrauts.

So lange das Getraid und die Feldfrüchte noch jung sind, und über die Erde keine Knoten getrieben haben, daß ihnen das Niedertreten nicht schädlich seyn kann: soll der Landmann seine Familie dazu anhalten, und gewöhnen, die Winter- und Sommersaaten, be-

son-

sonders die Pflanzen und Gewächse in den Brachfeldern, so viel nur möglich, von allem Unkraut rein zu halten. Der erste Anblick, den man auf ein befruchtetes Stück Feld wirft, verräth sogleich den Fleiß oder die Trägheit seines Eigenthümers. Die Früchte des Fleißigen werden rein, und in einem prächtigen Ansehen stehen; da hingegen des Nachläßigen seine Saaten mit Unkraut überdeckt sind.

Die gemeinsten und schädlichsten Unkräuter sind, die sogenannte Wolfs- und Hundsmilch, der Huflattig, die wilden Rübsen, und Klapperkraut, Scheffengras, der Hederich, die Feldwinden, der Raten, die Trespen, der Bayer oder Quecken, der wilde Haber, u. d. m. Das allerschändlichste aber sind die Disteln, womit man oft ganze Striche auf den Feldern bedeckt sieht; die ein wahrer Wirtschafter nicht ohne Eckel ansehen kann.

Es ist freylich schwer, das Unkraut ganz zu vertilgen. Sein

Saamen, welcher von dem Wind in die Luft gehoben wird, kömmt von weitem herbeygepflogen, nicht anders als ob er lebendige Flügel hätte. So wächst auch dieser Unrath von sich selbst, auf seinem eigenen Boden, und gleichsam in seinem Vaterlande; die Feldfrüchte aber sind diesem Boden fremd, und müssen durch die Kunst erbauet werden. Aber eben desto mehr sollten die Landwirthe gemeinschaftlich Hand anlegen, um den weitern Eingriff dieser schädlichen Gewächse zu verhüten. In einigen Ländern sind die Landleute unter sich eins geworden, denjenigen mit einer Strafe zu belegen, auf dessen Acker saamentragende Disteln gefunden werden.

§. 5.

Von der Einärntung der Feldfrüchte.

Wie die Früchte in der Scheuer zu legen sind.

Vor der Aernte müssen fleißige Hauswirthe ihre Scheuren, besonders die zwo Abtheilungen zu beyden

den Seiten der Tenne, die man Porn, in Schlesien und Sachsen aber Bansen nennet, wohl reinigen, das modrig und dumpfig gewordene Strohe von dem untern Boden wegräumen, und durch 14. Tage gut auslüften lassen. Nächst dem wird für das neue Getraid eine frische Unterlage, von gutem trockenen Strohe, ein paar Spannen hoch, gemacht. Einige Landwirthe belegen vorhero den Boden mit dörren Laubwellen von Erlenzweigen, worin die Mäuse nicht so leicht nisten, wie in dem Strohe, von denen bekanntermaßen die Früchte sehr beschädiget werden.

Verständige Wirtschafter laden ihr neu eingeführtes Heu in diese Abtheilungen, oder Bansen ab, und lassen es locker über einander liegen; welches bis zur Traidärnte genugsam verschwitzen kann. Alsdann wird auf die eine Seite die Winterfrucht, auf die andere aber die Sommerfrucht, über diese Heustöße aufgeschichtet. Dieser Ge-

brauch hat seinen guten wirtschaftlichen Nutzen. Denn solcher Gestalt kömmt das Getraid höher und näher zu der Luft, bleibt vor den Mäusen sicher, und die ausfallenden Körner kommen ins Heu, und dem Viehe zum besten. Das Heu selbst wird durch die Schwere der Früchte zusammengedrucket, behält seine Kraft, den guten Geruch, und seine schöne Farbe.

Kennzeichen, ob das Getraid reif ist.

Die Reife oder Zeitigkeit des Getraids ist nicht zuverläßig an der Weiße der Hälmer zu erkennen; es müssen die Körner selbst untersucht werden, ob solche noch milchicht, oder schon mehlartig sind. Doch dürfen dieselben auch nicht zu hart und überzeitig auf den Hälmern gelassen werden, weil das Getraid sonsten gerne einbricht, wornach bey dem Schneiden viel Verlust erfolget.

Wie schädlich das Einbrechen des Getraides ist.

Durch das Einbrechen wird verstanden, wann die Hälmer, etwa eine Spanne unter der Aehre, wo sie am schwächesten sind, sich abknicken, die nachher

bey

bey dem Bearbeiten ganz abbrechen und verlohren gehen. Man will berechnet haben, daß von dem Korn oder Rocken, bis solcher gedroschen und gefegt ist, von 100. Körnern 39. verlohren gehen. Käme nun das Einbrechen noch hinzu; so würde dieser Verlust noch um so viel beträchtlicher werden. Von der Gerste wird von 100. Körnern, 37. Verlust gerechnet. Wann die Gerste, wie leider in unsern Gegenden die Gewohnheit ist, mit der Grassense gemähet, und in der Hitze aufgebunden und eingeführet wird: so kann dieser Abgang noch um ein merkliches höher angenommen werden.

Der Rocken und Waizen werden meistens mit Sicheln geschnitten; welches auch vor dem Abmähen allemal den Vorzug hat. Gleichwohl werden in einigen Ländern zu dieser Frucht die Sensen gebraucht; welches aber nur alsdann geschehen sollte, wann das Getraid auf magern Aeckern sehr

Rocken und Waizē sollen mit Sicheln geschnittte werden.

dünn steht, oder von Wetterschlägen Schaden gelitten hat.

Waizen will trocken eingeärntet seyn.

Das Schneiden, und überhaupt das Aerntegeschäfft, bedarf schöner Witterung, vorzüglich aber der Waizen. Dieser kann, sobald sein Halm nicht mehr in der Erde steht, keinen Regen, keine Nässe vertragen. Seine beßte Kraft geht dadurch verlohren, das Mehl bekömmt keine reine Weiße, und wird in dem Gebrauche flüssig. Es muß also derselbe in der Trockne geschnitten, bey guter Witterung aufgebunden, und unter Dach gebracht werden.

Korn kann den Regen eher vertragen.

Dem Rocken oder Korn hingegen schadet es so leichtlich nicht, wenn es auch nach dem Schnitte beregnet wird; und kann gar wohl einige Tage ohne Gefahr in Wellen liegen bleiben. Ja es ist sogar nothwendig, daß wenn sich unter dem abgeschnittenen Getraide vieles Gras und Kräuterwerk befindet, solches vorher verwelket, ehe die Frucht in Garben gebunden, und

zu

zu Manteln aufgerichtet wird. Jedoch versteht sich von selbst, daß dieses Aufbinden und Aufrichten bey heiterer Witterung geschehen muß.

Wie die Kornmäntel aufgestellet werden sollen, damit die Körner weder auswachsen, noch von den Vögeln, Mäusen, Erdzeiseln, u. d. g. gefressen und zu Grund gerichtet werden, hierüber kann im wohlerfahrnen Landwirthe an der 14. S. des 1ten Theils, ingleichen in dem österreichischen Land- und Hauswirtschaftskalender, wo von der Kornärnte gehandelt wird, nachgelesen werden.

Unter den Sommerfrüchten, sollte die Gerste allerdings mit der Sichel geschnitten, höchstens mit der Reffsense, keineswegs aber mit der Grassense, gemähet werden, und bey schöner Witterung nur in so lange in Wellen liegen bleiben, bis das Gras und Unkraut unter dem Strohe so viel getrocknet ist, daß es in keine Fäule greifen kann. Das Aufbinden soll in der Nacht Einärntung der Gerste.

beym

beym Mondschein, oder bey Fackeln, oder aber im Abendthaue geschehen; weil das Gerstenstrohe, wenn die Hitze groß ist, ungemein morsch wird, und sehr viele Aehren abbrechen; welches allerdings einen empfindlichen Schaden verursachen muß.

Einärntung des Habers.

Der Haber wird durchgehends mit der Reffsense gemähet, außer wo solcher allzugeil und dick stünde, und die Hälmer sehr stark wären; in welchem Falle derselbe geschnitten wird. Regen und Nässe schaden dem Haber nicht leichtlich, wenn solche nur nicht anhaltend sind; doch müßte derselbe nur alsdann zu Zeiten umgewendet werden, um das Auswachsen zu verhindern. Der Landmann wünschet, daß der Haber nach dem Mähen beregnet werden möge, welches er das Rösten nennet, in der Meynung, derselbe werde dadurch besser und kräftiger. Die wahre Ursache aber davon ist, daß der spätere Haber, der durch den Zusatz oder Nach-

schub

schub aus dem untersten Knoten an der Erde nachgetrieben worden, mit dem ersten nicht zeitig werden konnte, und also auf den Stoppeln, durch ein etwa 8. tägiges Rösten, zu seiner Reife kommen solle.

Alle übrigen Sommergesäme, als Erbsen, Linsen, Wicken, Hirsen, Haidekorn u. s. w. werden geschnitten, wiewohl das leztere ebenfalls mit der Reffsense gemähet werden könnte. Die Erbsen werden nach den Schneiden auf hohe Haufen geschichtet, doch so, daß sie inwendig hohl bleiben. Die unten abgeschnittenen Ranken werden einwärts, die obern aber, welche an den Spitzen gemeiniglich noch grün sind, auswärts gekehret. Die Absicht dessen ist, damit die zeitigen Erbsen inwendig von dem Fraße der zahmen und wilden Tauben versichert, die unzeitigen aber an der Sonne und Luft, sammt den grünen Blättern, reif werden mögen. Die oben zugespizten Haufen werden mit einer Stürze von Strohe, gleich-

Einärntung der Erbsen.

gleichwie mit einem Mantel überdeckt, worauf der etwa einfallende Regen abfließen kann. In dieser Stellung können solche Haufen verschiedene Tage auf dem Felde gelassen werden.

Einärntung der Linsen. Die Linsen werden theils geschnitten, theils aber auch nur mit Händen ausgerupfet, nachdem nämlich der Boden fest oder locker ist. Diese werden ebenfalls auf Häuflein aufgerichtet, und zwar so, daß die obern Spitzen mit den Linsen einwärts, die Wurzeln aber auswärts zu liegen kommen; weil dieser Frucht die Vögel und Tauben sehr begierig nachstellen. Auf die nämliche Weise verfährt man mit den Wicken. Diese Häuflein werden gleichfalls mit Stürzen bedecket.

Item der Hirsen. Der Hirsen wird durchgängig geschnitten, und auf Wellen gelegt. Weil aber diese Frucht sehr ungleich reif wird: so ist nöthig, daß solche bey schönem Wetter einige Tage auf dem Felde in den Wellen liegen bleibt, damit der in den Stängeln

und

und Blättern noch befindliche Saft sich nach den Kolben ziehet, durch die Körner ausduftet, und dieselben zu ihrer völligen Reife gelangen läßt. Da diese Körner sehr leise in ihren Hilsen stecken; so muß das Aufbinden entweder in der Fruhe, oder im Abendthaue geschehen.

Bey dem Einführen der Erbsen, Linsen, Wicken und Hirsen ist nöthig, die Wägen mit Tüchern oder Leilachen zu überspannen; weil sonst die Körner, welche gar zu gern ausfallen, für den Landmann verlohren gehen.

Bey der Einfuhr der Feldfrüchte überhaupt finde ich dieses noch zu erinnern, daß die Scheuertennen dick mit Stroh bestreuet werden sollen, damit die Wagenräder in denselben keine Gleise, noch das Viehe, sonderlich durch das Stampfen wegen der Menge des stechenden Ungeziefers, einige Gruben darein machen.

Wider den Brand scheint kein Mittel zu seyn.

Unter den verschiedenen Krankheiten, die den Feldfrüchten, so lan-

lange sie auf den Hälmern stehen, zuzustoßen pflegen, ist der Brand die berufenste, die gemeinste, und zugleich die schädlichste. Tausend Mittel sind schon darwider vorgeschlagen worden; aber unter allen ist bis dato noch kein einziges erschienen, das die Probe gehalten, und uns desfalls in Sicherheit gesezt hätte. Es wird auch schwerlich eine Hoffnung zu einem solchen Mittel wider diese verderbliche Feldseuche seyn; so lange man den wahren Grund und physikalischen Ursprung derselben nicht wird anzugeben wissen.

Die schädlichen Wirkungen des Milthaues sind uns bekannt. Auf den Blättern und Früchten der Bäume, der Pflanzen und Gewächse läßt derselbe ordentliche Brandflecken und Masern, als so viel Beweise seiner brennenden und ätzenden Schärfe, zurück. Könnte demnach diese aus der Luft herabgebrachte Materie, die ein Ueberbleibsel vom Donnerwetter zu seyn

schei-

scheinet, nicht etwa die wahre Ursache des Brandes im Getraide seyn? Und gesezt, dem wäre also: was würden dann wohl unsere Wirtschaftslehrer für ein Mittel wider dieses allgemeine Uebel anzurathen wissen?

Daß diese Muthmassung aber nicht ohne allen Grund sey, wird aus dem alten Herkommen unserer Landleute bestättiget. Denn wenn es zuweilen zugleich regnet, und zugleich die Sonne scheint: so sagen sie, daß es einen Milthau regne. Folglich muß diese Vermuthung, die ich allhier gleichsam im Vorbeygehen angeführet habe, schon bey unsern uralten Vorfahren Statt gehat haben.

§. 6.

Vom Dreschen, Reinigen und Verwahren der Feldfrüchte.

Von dem eingeärnteten Getraide soll vor dem Winter nur so viel ausgedroschen werden, als zur Besämung der Felder, und zum Unter-

Welche Ordnung im Dreschen zu beobachten.

terhalte der Haushaltung nöthig ist; das übrige kann auf den Winter veschoben werden. Mit dem Waizen, den Hirsen, Erbsen, Linsen u. d. g., weil solchen die Vögel und Mäuse sehr nachstellen, könnte, wenn sich diese Früchte genugsam verschwitzet hätten, der Anfang zum Dreschen gemacht, und demnächst mit andern Getraidarten fortgefahren werden. Der Haber macht gemeiniglich im Ausdreschen den Beschluß.

Fremde Drescher sind zu vermeiden, oder unter Aufsicht zu halten.

Es wäre sehr wohl gethan, wenn der fleißige Hauswirth, mit seiner Familie, und dem Gesinde, seine Feldfrüchte selbst ausdreschen wollte. Er würde dadurch nicht nur den Diebereyen, die den fremden Dreschern so gemein sind, ausweichen; sondern auch eine viel wirtschaftlichere Arbeit verrichten. Wenigstens sollte er sich, und einige seiner Hausgenossenen, mit unter die gedungenen Lohndrescher mischen, und das Geschäfft nach seinem Willen, nicht aber nach der Willkuhr

der

der Fremden, wenn er deren haben muß, vollenden lassen.

Ich wollte einem jeden Landwirthe getreulich anrathen, seine fremden Drescher, wenn er solche aufnimmt, um Lohn, und nicht um Procento, zu bedingen. Den Lohndrescher kann er zu seiner Schuldigkeit anhalten, langsam und gut zu dreschen; dahingegen die andern nur um einen geschwinden Profit für sich, arbeiten. Drischt aber der Hausvater mit unter seinen bedungenen Dreschern; so werden diese aufmerksamer und reiner dreschen. Zu diesem Ende sollten auch nur die eigenen Hausgenossen dahin bestellet werden, die halb ausgedroschene Frucht umzuwenden, das ganz ausgedroschene Stroh aber aufzubinden.

Ich erachte für unnöthig, dahier die Art und Weise anzuführen, wie das Dreschen eigentlich geschehen solle; wie viel Personen auf einmal in einer Tenne dreschen können; ob es Manns- oder Weibs-

personen seyn müssen, u. s. w. Denn alles dieses ist dem Lanmanne ohnehin bekannt genug.

Wie nothwendig das fleißige Fegen sey.

Auf das Dreschen der Feldfrüchte folgt das Fegen. Hieran ist dem Landmanne allerdings viel gelegen, daß es so geschieht, wie es geschehen soll. Denn es ist der Grund, gut und reines Getraid auszusäen, und wieder einzuärnten. Es wird ihm auch billige Käufer zuziehen, die ihm seinen Fleiß belohnen werden; dahingegen denen, die diese Arbeit verdrüßt, ihre unreine Frucht auf dem Boden bleibt, oder sie müssen, ohne solche auf dem Markt verkaufen zu können, unverrichteter Sache und mit Schaden wider zurückfahren.

Beym Wurfe sind die Körner zu söndern.

Bey dem Wurfen, welches gegen einen mäßigen Zugwind geschehen muß, dem die ausgedroschenen Früchte entgegen geworfen werden, soll die Absönderung der Körner auf das Fleißigste geschehen. Die, so bey dem Auswurfe am weitesten springen, sind die besten,

wo-

wovon eigentlich der Saamen genommen wird; und das, so von diesen übrig bleibt, wird zum Verkaufen aufbewahret. Das Nachfolgende behält der Landmann zu seinem eigenen Hausgebrauche, und das leztere wird für das Vieh bestimmet.

Nach dem Wurfen und Absöndern müssen die beyden ersten Gattungen nochmalen durch verschiedene Siebe oder Reiter laufen, um allen Saamen von Unkraut davon abzusöndern. Endlich muß es mit der Schwinge, so viel nur möglich ist, von dem Staube gereiniget werden.

Das Getraid soll nicht über 1. Schuh hoch aufeinander geschüttet werden.

Nachdem das Getraid, es sey Sommer- oder Winterfrucht, solchergestalt gesäubert, und auf den Boden gebracht ist: so darf es anfänglich nicht über eine Spanne, höchstens einen Schuh hoch, aufgeschüttet werden. Dann aller Saamen, wann er aus seiner Hilse kömmt, schwitzet, und muß eben deswegen, in den ersten drey Wo-

chen, allemal über den vierten Tag, einmal umgeschaufelt werden.

Der Landmann ist außer Stand, sich Schüttkästen, oder Fruchtspeicher anzulegen, welche alle die Eigenschaften haben, die zu einer langen Aufhebung der Feldfrüchte erfordert werden. Da er sich also nach dem Raume, den er in seinen Gebäuden findet, richten und einschränken muß; so ist nöthig ihm Anweisung zu geben, wie, und an welche Orte er seine ausgedroschenen Körner, mit dem wenigsten Schaden und Verlust, aufschütten kann.

Noch über Ställe, Küchen und Wohnzimmern liegen.

Ueberhaupt soll sich der Landmann hüten, auf diejenigen Böden, die über den Küh- oder anderen Ställen sind, Waizen, Korn, Hirsen oder Schotenfrüchte, aufzuschütten. Der aufsteigende Schwaden und Dunst von dem Viehe, und der scharfe Geist des Geruches, würde sich den Körnern mittheilen, und den Geschmack derselben widrig und unangenehm machen. Die Böden

den über den Küchen und Wohnzimmern, sind zwar nicht so schädlich, wie jene über den Stallungen; sie bleiben aber wegen den Rauchfängen, die durch dieselben gezogen und immer warm sind, allemal gefährlich, insonderheit für den Waizen und das Korn.

Die unsichtbaren Eyer, oder der Saamen der Kornwippel, und Getraidmaden, der in dem engen Spalt an den Spitzen der Körner versteckt liegt, bedarf eines gewissen Grades der Wärme zu seiner Ausbreitung. Diesen würden sie auf den Böden über den Stallungen, Küchen, und Wohnzimmern, gar leicht erhalten; und dieses um so eher, wenn mit dem Umschaufeln nicht fleißig angehalten würde. Jedoch sind diese Böden dem Haber, der Gerste, den Wicken, dem Haidekorn, den Fisolen, dem türkischen Waizen u. d. g. nicht so schädlich, wie den oben erwähnten. Das Umwenden bleibt doch allemal nothwendig.

Es sollte also der Landwirth sich in seinen Gebäuden solche Böden aussuchen, die weder von unten eine aufsteigende warme Feuchte, noch von den Seiten eine zufällige zu besorgen hätten. Hierzu würden die Böden ober der Einfuhr in sein Haus, ober den Kellern, Preßhäusern, und oben in den Scheuren, die schicklichsten seyn. Die Dächer dieser Böden sowohl, als die Fenster müssen vor dem Einregnen gesichert seyn. Es muß so viel ziehende und kühle Luft dahin gebracht werden, als möglich ist: hingegen aber die Wärme und Nässe eben so viel abgehalten werden.

Derjenige Landwirth, welcher diese Vorkehrungen anwendet, nämlich, der sein Getraid wohl reiniget, nicht über einen Schuh hoch aufschüttet, im Frühling und Sommer alle 8. Tage, im späten Herbste und Winter aber alle 14. Tage umwendet, frische Luft auf die Böden bringt, die Nässe und Wärme aber darvon abhält, der wird

vor

vor alle dem Schaden gesichert bleiben, wovon oben gemeldet worden.

Es sind den Landwirthen unterschiedliche Mittel wider die Kornwippeln und Getraidmaden durch die ökonomischen Schriften bekannt gemacht worden. Man hat auch bey Anwendung derselben befunden, daß sich dieses Ungezifer davon vermindert hatte: aber noch kein einziges hat die Probe für sich, daß es dieses Geschmeiß auf den Böden ganz vertilget habe. Es ist demnach allemal besser und rathsamer zu verhüten, daß diese schädlichen Gäste nicht zu ihrer Reise kommen, als hernach dieselben, wann sie schon da sind, mit ungewissen Mitteln erst wieder vertreiben, und tödten zu wollen. Vorsicht wider Kornwippeln und Getraidmaden.

Die Mäuse sind nicht weniger ein schädliches Thier auf den Getraidböden. Die Fallen, um solche wegzufangen, wären zwar gut; wenn nur das Aufstellen derselben nicht zu oft vergessen würde. Einige gute Katzen könnten diesen Man- Mittel wider die Mäuse.

gel ersetzen, wenn sie nach und nach auf die Traidböden gewöhnet würden. Mit dem Einsperren auf die Böden wird der Endzweck nicht erreicht: denn die Katzen fangen die Mäuse aus Lust, und nicht durch Zwang.

Die Hauswirthe oder Wirthinnen, können zur Verminderung der Mäuse, ungelöschten Kalch pulverisiren, und mit fein gestossenem Zucker vermischt, in einem Geschirre, unweit davon aber eine Schale mit Wässer, auf die Getraidböden stellen. Dieses Mittel ist dem sogenannten Mausgift vorzuziehen, weil nicht so leicht gefährliche Folgen davon zu befahren sind; und Ratzen und Mäuse werden eben sobald davon getödet, wie von dem Gifte. Das Wasser wird zu dem Ende hingestellet, weil der Kalk in dem Magen der Thiere eine Trockne erwecket, und den Durst reizet, das Saufen aber den Kalk ins Brennen bringet, und den Tod verursachet.

Zweytes Kapitel.

Von den Wiesen.

§. 1.

Von den natürlichen Wiesen.

Der Wieswachs ist mit dem Ackerbaue so genau verbunden, daß dieser ohne jenen kaum bestehen mag. Ein Feld ohne Dung, und ein Vieh ohne Nahrung, sind fast im gleichen Falle. Wie sehr ist also dem Landmanne daran gelegen, seinen Wiesen die gehörige Pflege und Wartung zu thun, um dieselben bestmöglichst zu benutzen!

Die Wiesen theilen sich in die natürlichen, und in die gekünstelten: die natürlichen Wiesen sind diejenigen, welche weder gepflügt, noch umgegraben, sondern bloß der Natur überlassen werden, wie sie das Gras hervorbringt und wachsen läßt. Und diese werden eben deswegen am allermeisten verwahrloset, weil der Landmann glaubt, Natürliche und künstliche Wiese.

glaubt, er dürfe denselben fast gar keine Handreichung thun, deren sie doch so unumgänglich vonnöthen haben, um dasjenige leisten zu können, wozu sie von der Vorsicht bestimmet sind.

Die künstlichen Wiesen werden von darum so genennet, weil der Grund derselben vorher urbar gewesen war, und entweder Getraid, oder andere Nahrungserzeugnisse hervorgebracht hatte, nun aber mit Füttergewächsen und Kräutern, mit verschiedenen Kleearten bebauet ist. Oder sie waren vorher Oeden, oder gemeine Triften, die nun in tragbare Wiesen verwandelt worden.

Die natürlichen Wiesen bestehen wiederum in zweyerley Gattungen, nämlich in nassen und trockenen; und nach diesen wird auch das Futter oder Gras, so darauf wächst, unterschieden und beurtheilet. In den nassen Wiesen wächst meistens riedig, röhrig, oder großblätterig saures; in den trockenen aber das

so=

sogenannte süße Gras von macherley Geschlechtern.

In wässerigen und sauren Wiesen muß, durch gezogene Gräben, das in dem Grund versessene faule Wasser nach Möglichkeit abgezapfet werden. Gemeiniglich sind die sauren sümpfigen Wiesen mit Moos überzogen; welches bey trockner Zeit, indem mit der schweren Ege diese Fläche nach der Länge und Quere überfahren wird, losgekratzet, und mit Rechen von dem Boden weggeräumet werden kann.

Wässerige Wiesen sind abzuzapfē, und allenfalls zu entmoosen.

Gleichwie diese Wiesengründe gemeiniglich locker sind, und das Gras auf denselben sehr dünn steht: also ist vonnöthen, daß, nach Hinwegschaffung des Mooses, die leeren Plätze mit gutem Grassaamen besäet, sodann mit blauem oder grauem Mergel einen Zoll hoch bestreuet, und mit der Walze überfahren werden. Mit dieser geringen Arbeit und Hilfe können die sauren und kahlen Wasserwiesen in

Weise, die schlechten Wiesen zu verbessern.

die

die schönsten Grasböden verändert werden.

Düngung der Wiese. Der beßte Dung auf diese Art Wiesen ist hauptsächlich der zerstoßene ungelöschte Kalk mit untermischtem Gypsmehle, dann die Holz- und Torfasche, der Ofenrus, Hüner- und Taubenkoth, und der bindende Mergel. Diese Dungarten verzehren das Moos, töden die sauern und markigten Grasstümpfe, verbessern die Erde, und befördern das Wachsen eines nützlichen und dichtern Grases.

Trockene Wiesen sollē allenfalls gemischt werden. Die trockenen oder süßen Wiesen bedürfen gleichfalls einer Untersuchung ihres Grundes, ob sich derselbe zum natürlichen Graswachse schicket, und dessen so viel hervorbringet, als sich wohl von einem Bezirke seines Umfanges erwarten läßt. Ist die Erde etwa kiesig, sandig, zu thonartig, oder pur zäher Laimen: so ist es sehr zweifelhaftig, ob man damit zu Streich kommen, und den erwarteten Nutzen herausbringen werde, ohne dieselben zu

um-

umpflügen, und mit andern Erdarten zu vermischen. Denn, als natürliche und fortwährende Wiesen, lassen sich diese Gründe durch keine Vermischung bessern; es wäre denn, daß man etwa durch Kunst einer Ueberschwemmung denselben eine ganz neue Oberfläche verschaffen könnte, die aus vermischter Erde bestünde, und so hoch wäre, als es die Tiefe der Graswurzeln erfordert.

Weil aber dieses Hilfsmittel zu kostbar werden dürfte, so wird der Landmann allemal besser thun, wenn er eine solche trockene Wiese ganz aufhebt, dieselbe nach dem Inhalte meiner Anweisungen mit andern Erdarten vermischt, und in einen tragbaren Acker, oder in eine künstliche Wiese verwandelt.

Wie gute Wiesen zu pflegē sind.

Ist aber der Boden einer natürlichen Wiese so beschaffen, daß sie keiner Vermischung bedarf, und in einer solchen Lage, daß sie zu allen Zeiten, und so oft es nöthig, kann gewässert werden: so ist eine

solche

solche Wiese höchst schätzbar, und allerdings beyzubehalten, auch mit aller der Sorgfalt zu pflegen und zu warten, wie es eine Wiese von dieser guten Art erheischet. Diese Wartung besteht darin, daß sie im Herbste und Fruhjahre von Maulwürf- und Ameishaufen gereiniget, im späten Herbste aber mit gutem Schwein- Schaf- oder Kühmist überstreuet wird. In Ermanglung dessen kann der Mergel, oder das Gypsmehl diese Stelle vertreten. Im Märzen oder April wird das von dem Mist zurückgebliebene Geströhe, die vom Wind dahin getriebenen Baumblätter und anders Genistwerk, mit Rechen abgesäubert. Ueber das soll auch all unartiges Gegräse, als Heuhecheln, Wolfsmilch, wilder Pastinak, wilde Salbey, Kölberkern, Kletten, Brennnesseln, überhaupt alle Gattungen Gras, die entweder holzige Stängel, oder große Blätter haben, und das zarte Gras in seinem Wachsen hindern,

dern, sammt den Wurzeln ausgestochen und weggeräumt werden.

Der Landwirth muß sich befleißen, durch Gräben oder Rinnen das trübe Schlammwasser bey starken Regengüssen, welches den besten Dung von den Feldern und Straßen mit sich führet, auf seine Wiesen zu leiten, so lange das Gras noch niedrig ist; hingegen aber solche verdämmen oder zustopfen, wenn der Schlamm dem Grase schädlich werden kann. Das Wässern mit dem klaren Wasser muß so oft wiederholet werden, als man siehet, daß es dem Grase nöthig, und dem Boden nicht zu viel wird. Dieses erkennet man an seiner frischen Farbe, und dem muntern Wuchse.

Das Wässern der Wiese.

Es sollen auch keine unnützigen Sträuche und Gebüsche, außer an den Bächen und Flüssen, in den Wiesen geduldet werden. Eben so wenig dürfen grosse Bäume in den Wiesen stehen; denn ihr Schatten hindert das Wachsen; ihre Blät-

Die Wiesen sollen von Sträuchen u. Bäume frey seyn.

ter entziehen dem Grase den Regen und Thau, und ihre weit auslaufenden Wurzeln lassen die Gräser und Kräuter nicht über sich kommen, daß also ein beträchtlicher Platz für den Wieswachs unnütz wird.

Verzäunung der Wiesen.

Allenfalls könnten auch die Wiesen mit Zäunen verwahret werden, wenigstens wo dieselben auf Weege und Straßen, auf Felder oder Waldungen stossen, damit das Gras zum Heu und Grummet unbeschädigt bleibt. Diese Zäune aber sollen aus lebendigen Hägen und aus solchen Arten von Hecken, oder Reisern bestehen, die sich dick verwachsen, und deren Wurzeln weder stark werden, noch weit um sich greifen. Diese Gattungen Gehölzes sind den Landwirthen zwar bekannt, ich werde jedoch unten ein mehreres davon reden.

Auf d. Wiesen soll nicht gegrast werden.

Das Gras soll von den natürlichen Wiesen niemal frisch abgefüttert, sondern so viel nur möglich zu Heu und Grummet für den Winter aufbehalten werden. Der Landmann

mann kann sich nie mit zu viel hartem oder trockenen Futter versehen; weil die Frühlingswitterung sehr ungewiß, und gar oft bis zu Ende May mit dem Winterfutter angehalten werden muß. Hingegen gebricht dieses den Hauswirthen um solche Zeit am meisten; wo sodann durch diesen Frülingshunger nicht nur das Zug- sondern auch das Melkviehe dergestalt verdirbt, und zu Grund gerichtet wird, daß es des halben Sommers bedarf, ehe es sich wieder erholen kann.

§. 2.
Von den künstlichen Wiesen, und dem Kleebaue.

Die künstlichen Wiesen werden um deßwillen künstlich genennet, weil das Gras, welches darauf wächst, durch Kunst und Fleiß menschlicher Hände angebauet wird. Die Gräser bestehen meistens aus zerschiedenen Kleearten, und sind zu dieser Absicht die schicklichsten und beßten. Solche Gattungen

Vom Kleebau auf Neubrüchen.

von Klee, die auch in unseren Gegenden ziemlich bekannt sind, sind der Luzernerklee, der Türkische- oder Wickenklee, den man auch Esparzet nennet; der rothe große spanische oder steyrische Klee; der kleine weiße Klee, welcher das Mariengräsel heißt, und endlich der Saintfoin, oder große Steinklee. Da es, dem gewünschten Antrage nach, bald zu einer durchgängigen Vertheilung der Gemeinweiden kommen dürfte: so würde der Landmann sich am beßten rathen, wenn er die ihm zugefallenen Theile, welche er nicht zum Feldbau anzuwenden gedenket, oder deren Lage sich weder zu Aeckern, noch zu natürlichen Wiesen schicket, mit den itzt erwähnten Kleearten bebauete, und hierzu vorzüglich die drey ersten Gattungen auswählete.

Nach dem ersten Aufrisse, welcher tief geschehen muß, kann noch das nämliche Jahr Hirsen oder Haidekorn in diesen Neubruch gesäet werden, sollte es auch nur als grünes

nes Futter verbraucht werden. Diese Früchte wenn sie dick angebauet stehen, lassen kein Unkraut über sich kommen. In dem Herbste eben desselben Jahrs werden diese besämet gewesenen Stücke, vor dem einbrechenden Froste, nochmals, aber nur seicht geackert. Sie bedürfen gar keiner Düngung. Im folgenden Frühjahre werden solche, etwas tiefer wieder umgepflüget, und mit der Ege zum Anbau zubereitet.

Dreyfache Unterscheidung des Kleebodens.

Der Landmann soll diese ihm nun eigenthümlich gewordenen Gründe, wenn er solche nicht zum Traidbaue, sondern zu Fütterenen nöthig hat, in drey gleiche Theile oder Klassen eintheilen, wenn nämlich die Güte ihres Bodens von verschiedenen Graden ist. Denn unter den benennten Kleearten sind die drey erstern von eben so vielerley Natur und Eigenschaften. Z. B. der Luzernerklee begehret einen bessern Grund, als der große steyrische Klee; und dieser leztere aber=

mal einen bessern, als der Esparzet; welcher mit einer jeden Erde vorlieb nimmt, weil er wickenartig ist, und unter dieses Geschlecht gehöret.

Dauerhaftigkeit des Klees. So hat auch diese Abtheilung noch einen andern besondern ökonomischen Nutzen. Der Luzernklee daurret auf einem wohlgelegenen Felde 12. auch 15. und mehr Jahre, ohne daß man ihn neuerdings ansäen darf. Der türkische Klee besteht höchstens 6. Jahre in seiner Ergiebigkeit. Der vortreffliche große steyrische Klee erhält sich nicht über 3. Jahre lang; im 4ten verliert er sich ganz.

Hieraus erhellet, wie und warum dreyerley Kleesaamen, in drey zerschiedenen Gattungen von Erde, wenn solche sich in den zugetheilten Stücken befinden, angebauet werden sollen. Wäre aber der Grund der Gemeinweiden durchaus gleich gut; so würde er einer jeden Art Klee desto besser bekommen. Denn wenn eine Sorte desselben aufhöret: so

so sind deren noch zwo übrig, die den Abgang des erstern ersetzen, bis solcher wieder angebauet und nutzbar wird; und auf solche Weise wird es dem Landmann nie an Fütterung ermangeln. Hingegen wollte er alle seine Antheile nur mit einerley Kleesaamen bebauen: so würde er freylich, innerhalb den Jahren seiner Dauer, ein reichliches Gefütter einärnten; aber in den Jahren der Abnahme und Eingehung desselben würde auch das Vieh, bis zum neuen Anwuchse, darben müßen.

Der weiße Klee, oder das sogenannte Mariengräsel, ist schon seit langen Jahren in Pommern, in der Lithau, Churmark, und Schlesien, u. s. w. auch in einem Theile von Böhmen bekannt. Die Anbauung desselben geschieht in gedachten Ländern so, daß dessen Saamen, bey Aussäung der Gerste und Haber, sogleich mit ausgestreuet wird, und unter denselben, statt des unnützlichen Unkrauts, Anbau des weißen Klees.

 mit

mit aufwächst; welches noch im nämlichen Herbste eine schöne Gräserey abgiebt, und das folgende Jahr, anstatt der Brache, vortreffliche Kleefelder vorstellet.

Man fängt nunmehr auch in unserm geseegneten Oesterreiche an, diesen löblichen Vorgängern, mit dem Kleebaue unter der Gerste und Haber nachzufolgen. Es ist aber hiebey zu bemerken, und die Vorsicht zu gebrauchen, daß der Saamen des Klees nicht eher auf diese besämten Gersten- oder Haberfelder ausgestreuet werden soll, als bis die Frucht bereits 2. oder 3. querfinger hoch über die Erde gewachsen ist: sonst geschieht es nicht selten, daß der erstere die lezte überwächst, und derselben nachtheilig wird.

Demnächst kann der solchergestalt ausgesäete Kleesaamen mit der leichten Ege untergekratzt werden; wobey man sich ganz nicht zu sorgen hat, daß der Frucht durch dieses Ueberegen Schaden geschehen.

Viel-

Vielmehr ist solches, zumal in schweren Gründen, sehr heilsam und nützlich; denn es wird dadurch nicht nur die Erde gelüftert, sondern die Frucht selbst bestaudet sich auch häufiger, und das Unkraut wird vertilget.

Der sogenannte Saintfoin, oder große Steinklee, wird meines Wissens noch wenig, als eine besondere Futtergattung, angebauet; wiewohl er es wegen seines schnellen Wuchses, und seiner Fette und Ausgiebigkeit halber, recht sehr verdienete. Unsere meisten Landwirthe sind über den Namen Saintfoin noch nicht eins, und wissen nicht, welcher Art von Klee sie denselben beylegen sollen. Einige verstehen den Luzern oder Schweizerklee, und wiederum andere wollen den großen rothen steyrischen Klee darunter verstanden wissen. Indessen ist derselbe nichts anders, als der große Steinklee. Dieser wird in Oesterreich, besonders im Marchfelde, so häufig angetroffen, daß

Der Steinklee wächst reichlich in Oesterreich.

er allhier recht zu Hause zu seyn scheinet. Denn nicht nur die Saatfelder und Sommerfrüchte sind damit, als von einem strotzenden Unkraute, bedecket; sondern man siehet ihn an allen Weegen, Straßen und Gräben, im großen Ueberfluße von der Natur hervorwachsen.

Dessen Nutzen, wenn er gebaut würde.

Es wäre zu wünschen, unsere Landwirthe möchten sich die wenige Mühe nehmen, diesen Saamen, den sie fast überall finden, zu sammlen, und solchen auf besondere Stücke Feld zu künstlichen Wiesen anzubauen. Ich habe die Probe selbst davon, daß er sich durch 6. Monate, so wie der Luzern, fünf mal abschneiden läßt. Seine Dauer ist 4. Jahre; nach deren Verlauf er wieder neu angesäet werden muß. Er blühet gelb, und der Saamen ist von dem Luzern nur an seiner röthlichen Farbe zu unterscheiden.

Wann u. wie der Klee anzubauen.

Das Anbauen des Klees kann zwar zu allen Zeiten des Jahres geschehen, doch ist es im Frühlinge, wann die Sommerfrüchte in die

Erde

Erde gebracht werden, am beßten. Der Saamen wird über die Egenfurchen ausgestreuet, und mit der umgekehrten Ege untergestrichen, nachher aber mit der Walze überfahren, damit der Boden zum Mähen abgeebnet wird. Auf ein Stück Ackerfeld von 1600. Quadratklaftern sind 14. bis 16. Pfund Kleesaamen auslänglich genug. Und aus diesem Verhältniße läßt sich die Quantität des Saamens leicht für ein jedes Feld bestimmen.

Ich will mich für den Landmann deutlicher erklären. Die Joche sind nicht durchgängig von einem gleichen Klaftermaaße; indessen ist es insgemein angenommen, daß zu 600. Quadratklaftern ein österreichischer Metzen Aussaat erfordert wird: wo also der Landmann einen Metzen Getraid zum Anbauen bedarf, auf ein solches Stück Feld sind $5\frac{1}{2}$ ℔ Kleesaamen genug.

Das erste Jahr bedarf der Klee eines fleißigen Jätens, damit ihn das Unkraut nicht überwältiget, (Das 1ste Jahr ist derselbe fleißig zu jäté.)

und

und der Saamen des leztern nicht reif werden kann. Die folgenden Jahre hat er des Jätens nicht nöthig, indem er nunmehr das Unkraut unter seiner Gewalt hat.

Erziehung des Kleesamens.

Den Kleesaamen kann sich der Landwirth selbst erziehen, nämlich wenn er in dem zweyten Jahre einen Strich, wo er am schönsten und etwas dünn steht, zum Zeitigen stehen läßt. Es soll aber dieser von dem ersten Aufwuchse seyn; wiewohl einige den zweyten anrathen. Diese lassen den ersten Trieb abmähen, und behalten den zweyten zum Saamen; denen ich ihre Meynung auch gerne lasse, obschon ich den ersten für den beßten halte. Die Zeitigkeit wird daran erkennet, wenn die Köpfe oder Kolben des Saamens röthlich braun sind: alsdann ist es Zeit, denselben abzuschneiden. Er muß sammt dem Grase, an einen lüftigen Ort, ganz locker übereinander gelegt, und allemal über den andern Tag umgewendet werden, bis er völlig

ver=

verschwitzet hat, und das Strohe dürr ist. Das Ausdreschen des Saamens geschieht im Winter, wann die Kälte am heftigsten ist; weil er sich ungern von seinen Hülsen ablöset.

Die mehresten Kleearten können viermal, der Luzern und Saintfoin aber fünfmal gemähet werden. Mit diesem vortrefflichen Gefütter wird den Sommer hindurch, sowohl für das Zug- als Melkvieh, mit den vermischten Sömmerungen von den Brachfeldern, die ich schon oben beschrieben habe, abgewechselt. Wollte man aber dieses nicht thun; so sollte wenigstens eine Vermischung mit solchen geschehen, so daß für die Pferde und Ochsen der Luzern, oder Esparzet, von den künstlichen Wiesen, und der Haber mit Wicken von den Brachfeldern untereinander vermenget, gegeben wird. Desgleichen sollen für die Kühe und Rinder der große steyrische Klee ebenfalls von den künstlichen Wiesen, und die Gerste

Wie der Klee zu verfüttern.

ste mit untermengtem Haidekorn von den Brachfeldern, vermischet werden. Diese Mischung, oder Abwechslung, dienet dazu, daß sich das Vieh nicht leicht überfrißt, noch einen Eckel vor der einen oder andern Gattung bekömmt; sondern in der Lust zum Fressen erhalten wird. Das Gras auf den natürlichen Wiesen muß durchaus zum Heu und Grummet aufbewahret, und verschonet bleiben.

Wenn einiger Klee, es sey von den Gersten- und Haberfeldern, oder von den künstlichen Wiesen zum Dörren erübriget werden kann: so ist es um so besser die Winterfütterey damit zu vermehren. Bey der Abdörrung des Klees braucht es aber vielmehr Behutsamkeit, als bey dem gemeinen Grase. Er muß abgemähet werden, ehe er in der Blühe stehet. In der Hitze darf man gar nichts daran arbeiten; Frühe Morgens, oder am Abend im Thaue, wendet man ihn um, und bringt ihn auf Haufen, wann

Wann und wie der Klee einzuärnten.

die

die Blätter zähe und welk, aber nicht dörre sind. Die völlige und endliche Abdörrung darf nicht auf dem Boden, wo er gewachsen ist, erwartet werden; weil sehr langsam damit umgegangen werden muß: sondern das Kleeheu soll alsdann, wann es bis über die Hälfte ausgetrocknet ist, in die Scheuer gebracht, und auf dem Tenne, bey einer ziehenden Luft, vollends gedörret werden. Widrigenfalls würden die Blätter auf dem Felde liegen bleiben, und der Landmann nur die leeren Stängel nach Hause bringen.

§. 3.
Von der Heuärnte.

Das Heumachen auf den natürlichen Wiesen, ist ein dem Landmann ganz gewöhnliches und bekanntes Geschäfft. Ich werde mich also mit Hintansetzung aller überflüßigen Weitläuftigkeiten, damit begnügen, demselben bloß diejenigen Anmerkungen allhier mitzutheilen,

von

von denen ich versichert bin, daß sie für ihn nicht ohne erheblichen Nutzen seyn werden.

Die Heuärnte soll nicht zu spät geschehen.

Man hat aus der Erfahrung bemerket, daß die trockene Witterung meistens bis in den halben Monat Junii, zu Zeiten auch darüber, anhaltend ist. Ich setze aber voraus, daß diese Erfahrung für keine allgemeine Regel gelten kann. Ungeachtet dessen wird es für den Landmann allemal sehr vorträglich seyn, wenn er seine Heuärnte so veranstaltet, daß er noch vor Ende dieses Monats damit fertig werden mag. Die Getraidärnte wird ihn sonst im Monat Julii überraschen; die Feldarbeiten verdoppeln sich, und es wird unfehlbar das eine oder andere Abbruch leiden müssen.

Das Gras soll nicht trocken gemähet:

Ich habe nicht nur einmal in meinen ökonomischen Schriften erinnert, daß das Gras zum Heumachen, in dem Morgen- oder Abendthau, oder zur Nacht beym Mondscheine, abgehauen werden solle. Massen sich zu solcher Zeit

das feuchte und frische Gras nicht allein viel leichter, sondern auch viel dichter am Boden abmähen läßt; wodurch die Menge und Güte des Heues allerdings beförderet werden muß. Bey der Trockne zu mähen, ist an sich eine höchst beschwerliche Arbeit. Die Sensen werden nach einigen hintereinander folgenden Hieben stumpf, er verliert viele Zeit mit dem ewigen Wetzen, und dennoch wird er nichts anders, als die starrstehenden Stängel niederhauen. Das zarte, geschmeidige und nachgebende Gras, welches eigentlich das Heu nahrhaft machen soll, bleibt auf der Wiese stehen und verdorret. Auch werden durch solches die nachtreibenden Grasspitzen zum Grummet, im Wachsen verhindert, weil sie durch einen so fest übereinander liegenden Filz dieses zurückgebliebenen Grases, nicht durchzubrechen vermögend sind.

Noch allzu gähe gedörret werden.

Ich habe ferner mehrmalen erwähnet, daß das zum Heu abge-

mähte grüne Gras nicht dünn auseinander gestreuet werden solle, wenn die Hitze stark ist. Die Erfahrung hat es gelehret, daß das gäh abgedörrte Heu in den Scheuren in eine Gährung geräth, sich erhitzet, verdirbt oder in den Brand geht. Die gählinge Dörrung verschließt, durch die Zusammenschrümpfung der Stängel und Blätter, die Schweißlöcher. Hieraus erfolgt, daß die natürliche Feuchte in den Höhlen der Stängel und Gerippe mit Gewalt verpresset wird; welche nachher in den Scheuren, bey der Vermischung von Hitze und Kühle, die Stängel wieder erweichet und gelind machet; die sodann in ein starkes Schwitzen gerathen, und das ganze Heu verderben.

Kluge Abtheilung des Heues.

Ein verständiger Landwirth söndert sein Heu, da es noch auf der Wiese ist, in gewisse Klassen, nämlich in das gute, mittlere und saure, ab. Manchmal bringt eben dieselbe Wiese, alle diese drey

Gat-

Gattungen hervor: als, an den beeden Enden, wenn solche etwas erhaben sind, wächst das kurze kleeartige, besser abwärts das schmälichte und stängelhafte, in der Vertiefung aber das saure oder schlechte Gras.

Hier muß der Hausvater zu entscheiden wissen, welches unter seinem nützlichen Hausviehe das zarteste und schwächlichste ist, und der beßten Nahrungssäfte bedarf, um für solches auch das beßte Heu besonders aufzuheben. Unter diese Gattung werden die Schaflämmer, die säugenden Mutterschafe, die aufgestellten Zuchtrinder, und die Kühe, an denen die Kälber noch trinken, gezählet. Den andern Kühen wird das Grummet aufbehalten. Das mittlere und gröbere Heu dienet für die Zugochsen, und den Stier bey der Herde, und endlich ist das saure den Pferden ein angenehmes und gesundes Futter. Daß den Pferden das saure riedige Gras das angenehmste ist, sieht

Rechter Gebrauch desselben.

man daran, daß, wenn solche auf die Wiesen zur Weide gehen, sie gemeiniglich diejenigen Plätze, wo ein riediges Gras wächst, allen andern vorziehen.

Wenn die Absönderung des Heues gedachtermaaßen auf den Wiesen geschehen ist: so muß auch einer jeden Gattung ihr besonderer Platz, entweder in der Scheuer, oder auf den Böden oder den Stallungen, angewiesen werden. Der Schäfer, die Kühemagd, die Pferd- oder Ochsenknechte, überhaupt jedes Gesind, oder die eigene Familie, denen das Vieh zu füttern obliegt, müssen ihre Verhaltungsbefehle haben, wo und welche Art von Heu sie für das eine, und welche hinwieder für das andere Vieh hernehmen sollen; damit keine Vermischung zum Nachtheile des Hauswirths vorgehen möge.

Würde diese Ordnung durchaus mit Sorgfalt beobachtet: so würden ohne Zweifel viele tausend Schafe im Lande, vielleicht auch

nicht

nicht weniger Kälber und Hornviehe, erhalten werden. Wenigstens würden sehr viele dieser nützlichen Thiere von Krankheiten verschonet bleiben; und der gräuliche Viehumfall, welcher schier alle Jahre wütet, würde sich seltner ereignen. Dieser Punkt verdienet seiner Wichtigkeit halber, den Landwirthen ganz besonders anempfohlen, und zum Befolgen eingerathen zu werden.

Die Schafe wollen und müssen, nebst dem Strohe verschiedener Sommer- und Schotenfrüchte, mit Heu, das auf trockenem Boden gewachsen, und süß und blätterig ist, gefüttert werden. Ein gleiches begehren die jungen Kälber, Züglinge, und die tragenden Kühe. Der starke Ochs frißt bey seiner harten Arbeit, das hälmige und gröbere Heu, und bleibt munter und zu seiner Arbeit geschickt. Das Pferd, welches ohnehin zu Erhaltung seiner Kräfte Haber haben muß, findet an dem sauren Heu

seinen Lieblingsgeschmack, und frißt solches mit vieler Lust. Dieses darf dem Landmann zu seinem eigenen Beßten nicht unbewußt seyn.

Was bey Ueberschwemmten Wiesen zu thun ist.

Zuweilen bringen es die Jahre, wenn solche regnerisch sind, mit sich, daß noch vor der Heuärnte diejenigen Wiesen, die in Thälern oder nahe an Flüssen liegen, von denselben überschwemmet oder verschlammet werden. In diesem Vorfalle muß der Landwirth, noch vor dem Mähen, einen Regen abwarten, der den Schlamm von dem Grase abwäschet. Sollte aber dieser zu lange verweilen, und der Hauswirth wollte sein Heu nicht verlohren geben: so könnte zwar das Gras gemähet, und zu Heu abgedörret werden; es müßte aber solches nachher, bevor es nach Haus geführet wird, an einem freyen Orte wohl gedroschen, mit hölzernen Gabeln rein ausgeschüttelt, und von dem Schlammstaube gesäubert werden. Widrigenfalls würde das Vieh, welches mit diesem

sem Heu gefüttert würde, unfehlbar erkranken, oder gar des Todes seyn; und somit die Seuche ins Land bringen.

Drittes Kapitel.

Von der Viehzucht des Zug- und Melkviehes.

Unter diesem Worte, wird alles zahme nützliche Vieh verstanden, welches der Landwirth, theils zu seinem Ackerbaue, und anderem Fuhrwesen, theils zur Hausnutzung, zu Fabriken und andern Absichten braucht, um seine Einnahme zu vergrößern, und seine Umstände zu verbessern.

Das nöthige Vieh zur Feldwirthschaft sind eigentlich die Pferde und Ochsen. Das nützliche Hausvieh aber, welches den Feldbau, mittels des Dunges, unterstützen muß, sind die Kühe, Schafe, Schweine, Gänse, Hüner, Tauben u. s. w. Der Landmann muß nothwendig, bey der Bestim- *Viehe und Felder sollen in Verhältniß stehen.*

mung der Anzahl und der Wahl seines Viehes, auch auf die Vielheit seiner Felder, auf die Lage und Art ihres Bodens, auf den erforderlichen Dung, und hauptsächlich auf die Hinlänglichkeit des Futters, seinen Bedacht nehmen.

Wo mit Ochsen, oder Pferden zu pflügen.

Ist die Gegend steinig, und das Ackerland kiesigt oder sandig, so wird er wohl thun, wenn er mit Pferden pflügt; denn die Ochsen verderben auf den Steinen ihre Klauen, und werden oft unbrauchbar. Ist aber der Boden laimigt oder thonartig, folglich schwerer Grund: so sollte mit Ochsen geackert werden; denn sie halten besser an, und ermüden nicht so bald, wie die Pferde. Auch würden diese mit dem Pfluge nicht geschwinder fortkommen, als der Ochs, wiewohl er sonst langsamer ist. Jedoch sind die Pferde; sowohl wegen des weiten als nahen Fuhrwesens, den Landwirthen allemal anzurathen, wenn ihnen die Fütterung erlaubt, doppeltes Zugviehe, nämlich

tich Pferde und Ochsen zugleich zu halten; weil solches auch die Mäßigung und Temperatur der Felder mit dem Dunge, erfordert.

Die Pferde sind in Ansehung ihres innern Werthes sowohl, als ihrer Dauer und kostbaren Unterhaltung für den Landmann, den Ochsen allemal nachzusetzen. Ihr ganzer Preis hängt von einem einzigen Fuße ab, wird dieser unbrauchbar, so ist es um das ganze Pferd geschehen. Hingegen der Ochs, wenn er auch alle vier Füße verlieren sollte; so behält er dennoch seinen Anwerth in der Haushaltung.

Ochsen haben den Vorzug vor Pferde.

Unterdessen behaupten die Pferde immer, sowohl bey dem Aeckern in leichten Gründen, als auf der Straße, wegen des geschwinden Fortkommens, ihr Lob vor den Ochsen. Die leztern gehen bey guten und schlechten Weegen, stets ihren gleichen Schritt, und können nicht ohne Nachtheil zu größerer Eilfertigkeit angetrieben werden;

ihre Natur würde dadurch in Unordnung, und der Körper sehr zu Schaden kommen. Indessen ist ihre Arbeit im Feldbaue ordentlicher und anhaltender, ihre Gesundheit dauerhafter, ihre Stärke größer, und ihr Unterhalt geringer, als jener der Pferde.

Hingegen können in steinigten, kießlichten Böden, im hart gefrornen Winter auf dem Eise, bey mancherley Arbeiten, die Pferde ihre Dienste verrichten, wozu der Ochs unbrauchbar ist. Ich wiederhole also meinen obigen Satz, daß bey einer wohlgeordneten Feldwirthschaft, wo solches der Futtermangel nicht verhindert, zugleich Pferde und Ochsen gehalten werden sollen.

Worauf bey Pferden zu sehen.

Bey dem Ankaufe der Pferde, hat der Landmann mehr auf die Gesundheit, Stärke und Dauerhaftigkeit, als auf die Schönheit zu sehen. Hat aber das Pferd, nebst den erstern, auch diese lezte Eigenschaft: so geräth der Kauf um so viel besser.

Eben

Eben so wenig hat er sich an dergleichen nichts bedeutende Fehler zu kehren, die der Arbeit, wozu sie bestimmt sind, keinen Abbruch thun.

Von den Roßhändlern die Pferde zu kaufen, ist ziemlich gefährlich, wenn man keine guten Pferdekenner auf seiner Seite hat; denn sie wissen die Fehler so künstlich zu verbergen, daß es schwer fällt, dieselben aufzudecken. Es muß sich daher der Käufer für unsichtbare und versteckte Mängel, auf eine gewisse Zeit gut stehen lassen, ehe er den Kauf schließt und vollführt. Pferde sollen nicht von Roßhändlern erkaufet:

Es würde für den Landmann zuträglich seyn, wenn er sich anfänglich Stutten anschaffte, um sich derselben zur Fortpflanzung zu gebrauchen, und in Hinkunft seine Pferde selbst zu erziehen. Damit er aber dauerhafte und starke Fohlen erhalte, soll die Stutte vor dem vierten Jahre nicht besprungen werden, Sondern erzoben werden.

den, und der Hengst nicht unter fünf Jahren alt seyn.

Wie dieses geschehe soll.

Um jährlich junge Fohlen zu bekommen, soll der Landwirth die Stutten den 10ten oder 12ten Tag nach dem Werfen, dem Hengste wieder zuführen lassen. Die Fohlen läßt man gemeiniglich 4. oder 5. Monate an der Mutter saufen: mittlerweile aber gewöhnet man sie an Geträn̄k von Kleyen, giebt ihnen gutes Heu, zuweilen etwas Gras, so werden sie sich desto leichter abspänen lassen.

Das Schneiden der jungen Hengste geschieht am sichersten im dritten Jahre, und zwar entweder im Frühlinge oder Herbste, wann die Thiere von dem stechenden Ungeziefer ruhig seyn können. Die Fohlen müssen vor dem dritten Jahre nicht zum Ziehen gewöhnet werden: auch soll dieses gleichsam spielend und mit geringen Lasten geschehen; welche nur nach und nach zu vermehren ist, damit sie nicht stättig werden, oder sich künftig vor dem Schwerziehen fürchten. Die

Die Pferde müssen nebst ihrem ordentlichen Futter, welches in Heu- und Haberstrohe besteht (denn pures Gras im Sommer würde sie zu sehr entkräften, und der Haber kömmt sehr selten an die armen arbeitsamen Bauernpferde) auch täglich mit dem Striegel, mit der Kartätsche und dem Abwischtuche gereiniget werden. Das öftere Schwemmen in Flüssen, oder andern klaren Wasser, ist ihnen ebenfalls sehr dienlich und gedeihlich. Die Pferdställe sollen, wegen des starken Ausdünstens, hoch und lüftig seyn, und so viel, als möglich ist, rein gehalten werden. Zwischen ihnen sollen Scheidbäume, oder wie sie sonst genennet werden, Streubäume errichtet seyn, damit sie sich nicht beschädigen, oder einander die Füße entzwey schlagen können.

Wartung der Pferde.

Ein jeder Landwirth, der Pferde hält, sollte sich so viel auf das Beschlagen derselben verstehen, daß er, wenn einem oder dem andern

im

im Acker oder auf der Straße ein Eisen abfällt, und keine Schmiede in der Nähe ist, im Stande wäre, solches sogleich selbst wieder aufzuschlagen, ehe noch das Pferd den Huf zerstößt, oder verderbt. Es wäre zu wünschen, daß sie ebenfalls wider die gewöhnlichen Krankheiten der Pferde einige bewährte Hilfsmittel verständen, damit sie nicht nöthig hätten, sich einem oft eben so unerfahrnen Schmiede, oder Hirten, wie sie selbst sind, zu überlassen, und dadurch ihr Vieh zu verlieren. Die gemeinsten Krankheiten der Pferde sind: die Drüsen, der ansteckende Rotz, der Dampf, der Harnzwang, die Frosch- und Steingalle, der Spath u. s. w.

Die Ochsen sind lange nicht so vielen Unfällen unterworfen, als die Pferde; und sind eben deßwegen dem Landmanne vorzüglich anzurathen. Ihr Futter im Winter ist das mittlere Heu, mit untermengtem Haber- oder Gerstenstrohe; im Sommer und Herbste aber,

Klee,

Klee, Gras, und Futterkräuter; wiewohl sie unter dieser Zeit, wenigstens in der Nacht, Heu bekommen sollten, um ihre Kräfte zu unterstützen.

Erziehung der Zugochsen.

Der Landmann würde sehr wohl thun, wenn er sich seine Zugochsen selbst erzöhe. Die Stierkälber saufen an ihrer Mutter etwa 6. bis 7. Wochen. Das Schneiden der jungen Stiere geschieht noch in dem ersten Jahre. Nach dem dritten fängt man an, solche zum Ziehen zu gewöhnen. Der Anfang hierzu wird mit einer geringen Last gemacht, welche sodann allmählich vermehret wird; wodurch sich ihre Stärke ungemein aufnimmt. Ihre Anjochung geschieht auf verschiedene Weise. Einige jochen dieselben an den Hörnern, andere legen ihnen das Joch zwischen den Hals und die Schultern; noch andere bedienen sich eines doppelten Joches, wo sowohl die Brust, als die Schultern ziehen müssen, der Kopf und Hals aber frey bleiben. Diese lez-

tere

tere scheint mir die beste Art zu seyn. Doch würde ein Kommet, worin der Ochs, gleich den Wagenpferden, mit der Brust und Schulter zugleich seine Kraft anwenden kann, meines Erachtens die vorzüglichste Anjochung unter allen seyn.

Wann der Ochs 10. oder 11. Jahre gearbeitet hat: so ist es Zeit, denselben in die Mast zu stellen, und entweder zum Verkaufe, oder zum Hausbrauche, fett zu machen.

Zur Erziehung eines schönen und starken Rindviehes, muß der Hauswirth hauptsächlich auf gut gewachsene gesunde Kühe, und einen muntern mit der Schönheit und Größe der Kühe proportionirten Stier, bedacht seyn. Kleine verbuttete Kühe bringen elende Kälber, wie solches die tägliche Erfahrung genugsam bestätiget. Die Vollkommenheit einer guten Zuchtkuhe wird nach folgenden Stücken beurtheilt: Sie soll eine breite Stirne, grosse Augen, eine hochgewölbte Schnautze, wohlgespaltene Naslöcher

Kennzeichen einer guten Zuchtkuhe.

löcher, die immer bereift aussehen, und breite flache Ohren haben. Der Hals soll lang, der Bauch weit und groß, das Kreuz breit, die Füße rund und wohlgebildet, und die Klauen stark und breit seyn. Sie soll einen gedehnten, klaren, weißen Euter, mit vier wohl gewachsenen Strichen oder Zitzen, haben.

Ist der Landwirth mit solchen Kühen versehen, so erfordern dieselben nicht weniger einen ihrem Gebäude gemäßen Stier, wenn die Fortpflanzung wohl gerathen soll. Dieser soll gleichfalls einen breiten Kopf haben, woran die Haare recht kraus und in kurze Locken gedrehet sind. Er soll böß und fürchterlich aussehen. Seine Augen müssen groß und voll seyn, je schwärzer sie sind, je besser ist es. Seine Hörner sollen mittelmäßig, mehr dick und kurz, als lang und dünn seyn. Er muß einen dicken und fleischigten Hals, einen langen und breiten Körper, ein gro- Item eines braven Stiers.

ßes viereckigtes Kreuz, runde Schenkel, gerade Füße und kurze Glieder haben. Die Haare sollen glatt und eben auf der Haut anliegen. Die Ohren sollen inwendig rauh, und die Naslöcher groß und weit seyn. Sein Unterleib, oder die Wampen, sollen dünn, lang und haarigt, die Knie groß und rund, und sein Huf lang und hohl seyn; der Schweif muß hoch und an der Wurzel etwas über sich gebogen stehen.

Der Stier darf keinen Abgang an Futter leiden, sondern soll immer stark und munter erhalten werden, damit er hinlängliche Kräfte zu dem Dienste hat, wozu er bestimmt ist. Man kann ihm vierzig, auch mehrere Kühe zugeben; doch soll er nicht über 6., höchstens 7. Jahre, bey der Heerde gelassen werden. Denn die nachher von ihm kommenden Kälber bleiben schwächlich, und taugen nicht sonderlich zur Zucht.

Um rechtschaffenes Vieh zu erziehen, muß der Landwirth seine jungen Kalbinnen nicht früher, als nach dem 3ten Jahre ihres Alters, zum Stier lassen. Die Zuchtkälber müssen weder von den Erstlingen, noch von alten Kühen, aufgestellet werden. Die tüchtigsten sind die von dem zweyten bis zum fünften Kalbe von einer Kuhe. Nach dem siebenten Kalbe nimmt die Nutzung der Kühe sehr ab; sie verlieren die Zähne, und sind im Fressen und Zermalen des Futters sehr langsam. Das beßte alsdann ist, daß man sie mästet, und an ihren Werth bringet. Wie gute Zuchtkälber zu erhalten.

Diejenigen Kälber, welche zur Zucht aufgestellet werden sollen, können 5. oder 6. Wochen lang an der Mutter saufen; inzwischen aber an ein laulichtes Getränk von Milch und Wasser, mit klar zerriebenen Erdäpfeln vermengt, gewöhnet werden. Einige wollen, man solle die Kälber gar nicht an der Mutter trinken lassen; sondern solche so- Item wie lang solche saugen sollen.

gleich an das künstliche Getränk gewöhnen. Allein mir deucht, die wohlthätige Natur habe den jungen Geschöpfen das Recht zu der Milch ihrer Mutter eher verliehen, als den Menschen die Erlaubniß ertheilet, ihnen solche zu rauben. Laßt uns also dieser weißesten Ordnung folgen; so werden wir dauerhaftes und starkes Vieh erziehen. Doch kann mit denen, welche zum Verkaufen oder Schlachten bestimmet sind, die künstliche Säugung vorgenommen werden, um die Kühe sogleich zur Nutzung der Milch zu bringen.

Es ist besser, die Kühe im Stalle zu füttern, als weiden zu lassen. Die Ursachen, und den Nutzen hievon, findet man in dem Anhange zu dem österreichischen Hauswirthschaftskalender, deutlich ausgeführet, mit dem sich ein jeder Landwirth bekannt machen sollte. Das Vieh, welches im Stalle gefüttert wird, soll des Tages fünfmal in gleich abgetheilten Stunden

ge=

gefüttert, und zwischen diesem Füttern dreymal des Tages getränket werden.

Die Kühe werden nach dem ersten Kalben, und so ferner bey auslänglichem Futter, des Tages dreymal gemolken; die Kanäle der Milchgefäße werden dadurch erweitert, und die Milch vermehret. Wie die Kühe sowohl im Sommer als im Winter gewartet werden sollen, dieses ist ebenfalls in dem erst erwähnten Kalender sattsam gewiesen worden; in welchem auch von den meisten übrigen Zweigen der Land- und Hauswirthschaft gründlicher Unterricht gegeben wird; daß es also etwas überflüßiges wäre, solchen allhier abzuschreiben. Anmerkung über junge Mutterkühe.

Wider die, seit einigen Jahren, fast allgemein gewordene Viehseuche ist bereits gar vieles geschrieben, aber weder die wahre Ursache dieses schädlichen Uebels entdecket, noch ein bewährtes Mittel dargegen erfunden worden. Man hat aber gute Hoffnung, daß durch Mittel wider die Viehseuche.

die Abstellung der Hutweiden und Einführung des Stallfütterns, dieser erschröcklichen Landplage Einhalt geschehen wird.

Zu der Erhaltung der Gesundheit des Rindviehes, wird das sogenannte Salitersalz, in dessen Ermanglung aber, das Steinsalz, mit zerpulverten Wermuth und zerstossenen Wachholderbeeren vermischt, wochentlich einmal zu geben anempfohlen. Von mehreren Vieharzneyen wird um deßwillen hier keine Meldung gemacht, weil die meisten unsicher, die gewöhnlichsten aber dem Landmann ohne das bekannt sind.

Viertes Kapitel.

Von den Schafen.

Obwohl der gemeine Landmann in unsern österreichischen Gegenden sich mit dem Schafviehe wenig abgiebt, und also die Schäfereyen meistens nur Rubriken der Herrschaften und Grundobrigkeiten

sind:

sind: so erachte ich doch für dienlich, dem Bauer eine Handleitung zur Schafzucht zu geben, und ihm zu zeigen, wie sehr er sich betrügt, wenn er den Nutzen derselben als etwas unwichtiges betrachtet.

Der schlechte Gewinn, der bisher aus der vernachläßigten Schafzucht entstunde, da der Centner Wolle kaum etliche zwanzig Gulden galt, das Schaf aber nicht über 26. oder 27. Loth Wolle trug; und das alljährliche Verrecken dieser nützlichen Thiere, konnte freylich keinen sonderlichen Reiz in dem Landwirthe erregen, sich derselben fleißiger anzunehmen, und deren Anzahl zu vervielfältigen. Man hat aber seit zehn Jahren angefangen, den Werth der Schafe besser zu kennen, und ihren Nutzen, aus der Verfeinerung der Wolle, zu empfinden; daß daher die hohen Herrschaften und Eigenthümer sich nunmehr um die Aufnahme derselben nach aller Möglichkeit bestreben.

Ursache der vernachläßigten Schafzucht.

Von diesem Nutzen darf der Landmann, auf den eigentlich mein Augenmerk gerichtet ist, nicht ausgeschlossen bleiben. Die Herrschaften selbst zogen vor diesem keinen andern Vortheil von ihren Schafen, als den Dung, und einen geringen Milchzinns. Aber auch diese wenige Einnahme mußte, wegen des fast jährlichen Umfalls dieser Thiere, welcher zwar ihrer natürlichen Schwachheit beygemessen ward, in der That aber aus ihrer schlechten Wartung erfolgte, zu Wiederergänzung der Heerden verwendet werden. Der Werth der Wolle aber war kaum erklecklich, der Fütterey die Wage zu halten. Dieser unbeträchtliche Gewinn war die Ursache, daß die Schäfereyen den sogenannten Schafmeistern um einen niedern Geldbetrag in Bestand überlassen wurden, unter der Bedingung daß sie die ihnen anvertraute Heerde stäts vollzählig erhalten mußten;

Eiserne Schafe.

die

die man nachhero eiserne Schafe nennte.

Das Vorurtheil, welches man für diese eiserne Schafe gefaßt hatte, war so tief in den Gemüthern der Schäfer sowohl, als der Wirthschaftsbeamten eingewurzelt, daß die gegründetesten Vorstellungen, die von erfahrnen Oekonomisten darwider gemacht wurden, tausend Widersprüchen ausgesetzt seyn mußten. Endlich ward der Irrthum von der Wahrheit überwogen. Man lernte einsehen, daß nicht die Milch, sondern vielmehr die Wolle die Absicht, Schafe zu halten, sey. Hierauf ward auf Mittel, dieselbe zu verbessern, gedacht, und daher veranstaltet, aus Ländern, wo das Schaf eine feinere und ergiebigere Wolle trägt, Widder kommen zu lassen. Die nächste Landschaft hierzu war die Gegend um Padua in dem Venetianischen; von wannen solche auch wirklich hieher gebracht wurden. Diese Vermischung mit inländischen Mutterschafen ist in ei-

Ursprung der verbesserten Schafzucht.

einem Theile von Oesterreich so wohl gelungen, daß solche bereits zu tausenden gezählet werden; und die Wolle hat sich auf diesen Bastarden dermassen verfeinert, daß der Zentner nunmehr von diesen um 56. Gulden, die originalisirte aber zu 80. Gulden bezahlt wird. Jedes solches Schaf trägt deren zu zwey Pfunden.

Erleichterung der Schafzucht für den Landmann.

Bey diesem so augenscheinlichen Nutzen, wird der Landmann wohl nicht ferner anstehen, die Schafzucht aus einem bessern Gesichtspunkte anzusehen, und durch solche seinen Viehstand zu vermehren. Dieses wird sich bald um so leichter bewerkstelligen lassen, da aus weisester Verordnung unserer allergnädigsten Landesfürstinn, zum Beßten des Bauernvolks, die Hutweiden aufgehoben, und das Hornvieh im Stalle gefüttert werden soll. Massen sodann diejenigen trocknen Oeden, die nicht in Aecker oder Wiesen zu umstalten sind, bloß den edlen Schafen aufbehalten bleiben,

die

die sie vorher mit dem Rindviehe theilen mußten.

Ich weiß freylich wohl, daß die Mittel des Landmannes nicht hinreichen werden, sich feine Widder aus entlegenen Ländern bringen zu lassen. Man verhofft aber, daß, indem sich solche ohnehin schon im Lande befinden, und jährlich vermehren, die Grundherrschaften ihren fleißigen Unterhanen desfalls mit Freuden beystehen werden. Dieses vorausgesetzt, wird der Landman sich nur um inländische taugliche Mutterschafe zu besorgen haben, um sich die Schafzucht zu Nutzen zu machen, und dieses so einträgliche Landesproduct ausbreiten und bessern zu helfen.

Wie die Mutterschafe beschaffen seyn sollen.

Bey dem Ankaufe der Mutterschafe hat der Landmann zu beobachten, daß er sich solche wählet, die eine breite Brust, einen langen gebogenen Hals, große und funkelnde Augen, kurze magere Füße, und eine schöne Euter haben. Die Wolle muß dicht, gekräuselt und

weiß

weiß seyn. Gegen die Haut muß solche röthlich aussehen, und sich lind, aber etwas fettig angreifen lassen. Das Schaf muß sich aufmerksam, und in seinem Gange und den übrigen Bewegungen lebhaft und geschäfftig bezeigen. Die Zeichen der Gesundheit bey den Schafen, sind: ihr wohlriechender Athem, ihre reine Zunge ohne Flecken, die Röthe des inwendigen Auges und der Haut unter der Wolle.

Wiewohl es bey der ersten Anschaffung der fremden feinen Schafwidder, nicht in dem Belieben des Landmanns steht, die nämliche Wahl, wie unter den Mutterschafen, zu treffen: so ist ihm doch nöthig zu wissen, wie ein tauglicher Schafbock beschaffen seyn soll, damit er, wann er deren selbst erziehet, die beßten davon für seine eigene Herde zu unterscheiden und aufzustellen vermag.

Eigenschaften eines guten Widders.

Die jungen Widder zur Zucht, sollen von solchen Müttern genommen

nen werden, die schon vorher einen Widder geworfen hatten, doch darf die Mutter nicht alt seyn; das zweyte oder dritte Widderlamm hält man fürs beßte. Weil die Lämmer meistens nach dem Vater fallen; so sollen auch die Widder von einer ausgesuchten Schönheit seyn. Die Wolle eines solchen Widders muß fein, lind, reich und dick auf der Haut stehen, besonders um den Hals, am Bauche und zwischen den Schultern. Er muß groß, langgestreckt, und stark von Gliedmaßen seyn. Seine Stirn soll breit, die Augen frisch und roth, und die Nase etwas gebogen aussehen. Er muß breite Schultern, einen dicken Hals, starke Füße, einen festen stolzen Gang, und einen großen wollreichen Schweif haben.

Bey dem Bespringen muß er munter, begierig und geschwind seyn, und sich eifrig, muthig und streitbar bezeigen. Die Widder dürfen von dem dritten Jahre nicht

zu den Schafen gelassen werden; die Mutterlämmer aber sind, wann sie zwey Jahre erreicht haben, zum Bedecken tauglich. Ueberhaupt sollen die Schafböcke allemal um ein Jahr älter seyn, als die Mutterschafe, denen sie zugegeben werden. — Dieses wäre nun die erste Anlage, um eine feine und dauerhafte Schafzucht einzuführen.

Nöthige Verwechslung der Widder

Die Gemeinden sollen sich mit ihren benachbarten Ortschaften einverstehen, daß sie noch vor der Besprigzeit, ihre Widder alljährlich, oder wenigstens alle zwey Jahre, gegeneinander verwechselten, damit nicht der Bruder die Schwester, oder der Vater die Tochter bedecken müßte; wodurch eine unfehlbare Ausartung in der feinen Wolle entstehen würde. Dieses Verwechseln der Widder hat in Schweden die Verfeinerung der Wolle so sehr erhöhet, daß solche der engelländischen in gar nichts nachstehet.

Beobachtung vor der Besprigzeit.

Die Zulassung der Widder zu den Schafen geschieht gegen das

Ende

Ende vom September, um Michaelstag. Zwo oder drey Wochen vor dieser Zeit, sollen die Widder gut gefüttert, und jedem täglich ein paar Hände voll Haaber gegeben werden, um sie muthig und stark zu machen. Mehr als 25. höchstens 30. Schafe, soll man keinem Widder zutheilen, weil man sonst nur elende und krüppelhafte Lämmer erhalten würde.

Item vor und bey dem Lamen.

Das Schaf trägt 21. Wochen; mithin fallen die Lämmer mit Ausgang des Februars, oder Anfange Märzens. Da es nun um diese Zeit noch kalt ist: so ist nöthig, daß für die Mütter, welche dem Lammen nahe sind, ein besonderer Raum oder Stall zubereitet werde. Dieser muß mit einer hohen und weichen Streu versehen, vor Schnee, Nässe und kalten Winden gesichert, jedoch auch lüftig seyn. Vorhero soll ein solcher Lämmerstall mit scharfriechenden Dingen, als Klauen, Horn, Haar, Borsten, wollenen Lumpen, u. s. w. imgleichen

mit

mit Kronawetbeeren, Wermuth, Majoran, Thymian und derley dörren Kräutern, gut ausgerauchert werden.

So wohl der Landwirth, als die Hauswirthinn, müßen sich währender Lammzeit öfter und fleißig bey den Schafmüttern einfinden, damit wenn es bey dem Lammen hart hergienge, der Mutter zu Hilfe gekommen werden könne. Geschieht dieses nicht, so wird manches schöne Lamm und vielleicht die Mutter selbst zu Grund gehen müssen. Nach der Geburt des Lammes soll der Mutter die erste Milch aus der Euter gedruckt, auch die Wolle an der Euter und um die Zitzen ausgerupft werden, ehe das Lamm zum Saufen an die Mutter gebracht wird. Denn es soll sowohl diese eiterige Milch, als die mit in den Magen eingeschluckte Wolle, den Lämmern höchst nachtheilig seyn, wie solches verschiedene Landwirth, beobachtet haben wollen.

Will

Will das neugebohrne Lamm sich zum Saugen nicht bequemen; so bestreicht man die Zitzen mit Milchrahm, oder frischer Butter, womit es beym Lecken den Zitzen mit ins Maul bekömmt. Hat es die Muttermilch einmal gekostet; so wird es nachher mit Begierde darnach verlangen. Es ist sehr gut, wenn bey der Hauswirthschaft weiße Ruben so lange aufbehalten werden, bis es säugende Schafe giebt, um solche damit zu füttern; welches ihnen die Milch sehr vermehret. Bey deren Abgang werden auch die gelben Ruben hierzu verwendet. Nebst dem gewöhnlichen Futter, wäre den säugenden Schafen, um selbe bey Kräften zu erhalten, durch die ersten 14. Tage, wöchentlich ein paar mal eine Handvoll Haber mit zeriebenem Melissenkraut und Salz vermischt, zu geben; welches ihnen sehr wohl thut, und die Lämmer dauerhaft machet.

Wie die Lämer zu säugen.

Wie sie zum Fressen zu gewöhne.

Die Lämmer fangen nach 8. Tagen schon an zu fressen. Der Hauswirth würde sehr wohl thun, den jungen Lämmlein neben dem feinen Heu, das er ihnen giebt, auch etwas weniges Haber in gekochtem und gesalztem Wasser aufzuschwellen, und nach dessen Erkaltung zum Fressen vorzustellen; dieses giebt ihrem Wachsthume und ihrer Stärke einen ungemeinen Vorschub. Von dem Wasser, worin der Haber gesotten worden, wird ihnen unter das Getränk gegossen. Die Lämmer sollen des Tages nur dreymal zu der Mutter zum Saufen kommen, nämlich in der Frühe, zu Mittag und Abends, um die Mutter nicht zu sehr zu entkräften, die Lämmer aber um so eher an das gemeine Futter und Trinken zu gewöhnen. Das Melken der Schafe habe ich in allen meinen ökonomischen Abhandlungen wo von den Schafen geredet worden, als eine höchst schädliche und unglückliche Gewohnheit, sowohl

für

für die Lämmer als die Schafe selbst, gänzlich verworfen, und bey dieser Gesinnung werde ich beständig verharren.

Man soll die Lämmer wenigstens 3. auch 4. Monate lang bey der vollen Milch an ihren Müttern trinken lassen. Unter dieser Zeit läßt sich ihre Schönheit, Munterkeit, und Feine der Wolle, vollkommen erkennen. Es müssen sodann die zur Zucht schicklichen jungen Widder ausgesucht und bemerket, die übrigen aber, so lange sie noch an der Mutter trinken, die Hitze nicht groß und der Fliegen wenig sind, gehammelt werden. Sie überstehen den Schmerzen des Schnittes leichter, und mit weniger Gefahr, als wenn diese Operation später mit ihnen vorgenommen wird. Den Mutterlämmern wird um eben diese Zeit der Schweif gestutzet. Dieses Abstutzen geschieht nicht sowohl wegen der Gemächlichkeit des Widders beym Bedecken, als vielmehr zur Beförderung und

Vom Hammeln u. Schweif stutzen.

zur Reinlichkeit der Mutter bey dem Lammen.

Abspänung der Lämer. Wenn die Lämmer abgespänet werden: so läßt man solche entweder unter den milchlosen Schafen, oder unter den Hämmeln, einige Stunden Vor- und Nachmittag, in der Nähe zur Weide gehen. Sie werden aus Gewohnheit an diesen zu saufen suchen, aber nicht nur nichts finden, sondern auch von denselben abgewiesen werden, und also nach wenig Tagen sowohl des Saugens, als der Mutter selbst vergessen. Wann dieses geschehen ist; so werden sie wieder unter die Heerde gelassen.

Was vor den ersten Austreiben der Lämer zu thun. Das erste Gras ist den Lämmern eine ungewöhnte Speise, und verursachet ihnen leicht den Durchlauf. Dahero soll man ihnen, vor dem Austreiben, zerstossene Wachholderbeere und zerpulverten Wermuth unter das Salz mischen, und sie davon lecken lassen. Ihre Weide muß in keinen nassen oder sumpfigen, sondern an erhabnen tro-

cke-

ckenen Gegenden seyn; worunter die ungepflügten Brachfelder mit zu zählen sind.

Es ist nothwendig, daß an jedem Orte, wo Schafe gehalten werden, solche in zwo Heerden abgetheilet sind, zu deren einer die Mutterschafe und Lämmer, zur andern aber die Hämmel und Widder gehören. Diese Heerden dürfen sich auf der Weide nie einander zu nahe kommen, noch weniger sich im Felde oder im Stalle untereinander vermischen. Es würden sonst Unordnungen in dem Lämmerfallen entstehen, die in einer wohleingerichteten Schäferey verhütet werden müssen.

Mutterschafe sollen nicht unter den Widdern weiden.

Ungefähr nach dem halben September, und gegen Michaeli, werden die Mutterlämmer, welche noch nicht zwey Jahre erreicht haben, von der Heerde der Mutterschafen abgesöndert, und an deren Stelle die Widder hinzugelassen. Hingegen aber kommen die zum Bedecken noch untüchtigen Lämmer unter die

Heerde der Hämmel; worunter sich aber kein junger Zuchtwidder befinden darf. Diese müßen in so lange gänzlich abgesöndert bleiben, bis die Bespringzeit vorüber ist, und die alten und jungen Widder anwiederum unter die Hämmel, die Mutterlämmer aber unter die nun trächtig gewordenen Schafe gegeben werden können.

Vom Hordenschlag.

In den meisten Gegenden Deutschlandes ist der löbliche Gebrauch eingeführet, die Schafe zu Nacht in den Hordenschlag zu treiben, so daß solcher täglich auf dem Acker fortgerücket wird, welches man das Pferchen der Felder nennet. Ich wünsche, daß unsere österreichischen Landwirthe dieser vortrefflichen Methode, ihre entlegenen Brachäcker zu düngen, nachahmen wollten. viele tausend Fuhren Mist werden hierdurch für die nahe liegenden Felder ersparet, und noch viel mehrere Stunden der kostbaren Zeit erübriget, die zu Bearbei-

beitung des Feldbaues angewendet werden könnten.

Die Schafschur geschieht, wo solche das Jahr zweymal üblich, und die Witterung günstig ist, gegen das Ende May, oder Anfang Junii, das erstemal; und im halben September das andertemal. Die erste heißt die Winter= die zweyte aber die Sommerwolle. Wo die Schur nur einfach eingeführet ist, wird die Wolle ebenfalls im Monat Juny abgenommen. Vor der Schur muß das Wachsen der Schafe voraus gehen. Viele Landwirthe halten es für zu langweilig, Stück für Stück zu waschen, wie ich solches in dem österreichischen Land= und Hauswirthschaftskalender eingerathen habe, und laßen es dahero bloß bey dem Schwemmen bewenden. Ich wollte ihnen auch solches in so weit gelten lassen, wenn ein naher Bach vorbeyrinnt, der die Tiefe hat, daß die Schafe darinn geschwemmet werden können. Ge-

Die Schafschur, u. was dabey zu beobachten.

schieht solches aber in einem Teich, oder andern stillstehenden Wasser, so wird die Wolle immer unrein bleiben, und im Werthe weniger gelten.

Wie die Schafe zu schwemmen.

Das Schwemmen in einem fliessenden Bache geschieht am beßten, wenn an einem bequemen Orte, zwerch durch den Fluß, die Hurden gleich einem Zaune, aufgerichtet werden. Eine gute Strecke oberhalb, werden die Schafe in den Fluß getrieben, daß sie abwärts gegen die Horden schwimmen müssen, wo sie gemächlich ans Land sollen aussteigen können. Sie werden aber erst, ehe man sie wieder aufs Trockene läßt, drey oder viermal aufwärts und ins Wasser getrieben. Die Wolle wird alsdann ziemlich rein seyn. Nach dem Waschen werden die Schafe entweder auf einem trockenen Wasen, oder in lüftigen Ställen auf guter Streu aufbehalten; bis die Wolle zum Abscheren genugsam getrocknet ist. Wie man bey dem Schafscheren verfah-

fahren solle, hievon ist in dem wohl=erfahrnen Landwirthe das Mehrere nachzusehen.

Wann die Sommerhutweiden der Schafe sich ihrem Ende nähern, welches gegen den halben September geschieht: so ist es an der Zeit, daß der Landwirth die Schafe genau durchsuchet, welche das Winterfutter verdienen, und bis zum künftigen Fruhjahr erhalten werden können. Er muß die, welche eines muntern und geschäfftigen Wesens sind, wohl bemerken; imgleichen auch die, welche einen trägen und langsamen Gang haben; die zu Zeiten husten, oder im Frühling vor der Schur die Wolle stark gehen lassen; deren Augen keine rothe Adern, dagegen in den Winkeln einen schmierigen Satz, oder sonst öfters Anstöße haben, besonders aber die, so eine grobe ziegenharige Wolle tragen.

Welche Schafe zu behalten, welche nicht.

Alle diese Unarten von Schafen muß der Hauswirth bezeichnen, und von den beßten absöndern; und

weil sowohl die Schafe als Hämmel, nach der Stoppelweide am beßten im Fleische sind: so soll er dahin bedacht seyn, solche in Verkauf zu bringen, denn sie sind des Winterfutters nicht werth. Hierzu können auch noch diejenigen Mutterschafe gezählet werden, welche schon 5. oder 6. Lämmer getragen, und über 7. Jahre alt sind; desgleichen auch jene Widder, welche die Heerde durch 4. Jahre bedienet, und die Hämmel, die schon abgezähnet haben, und ins Alter treten. Alle diese Stücke gehören zum Ausmustern, oder, nach der Schäfersprache, zum Ausmärzen.

Nässe ist den Schafe schädlich.

Die Schafe sollen, wenn es sehr naß ist, nicht in die Ebne, sondern an erhabene trockne Hügel zur Weide getrieben, und, falls diese fehleten, lieber im Stalle behalten werden. Denn die nasse Witterung, nasse Winde, und das Gras aus feuchten Gegenden, bringen ihnen unfehlbar Krankheiten. Im Winter sollen dieselben, wann

der

der Schnee sehr hoch liegt, ebenfalls im Stalle gelassen werden. Wären aber gebirgigte Wälder mit vielem Buschwerke in der Nähe, besonders wo es viel Heidgras giebt, oder wo viele Wachholderstauden sind; da können die Schafe, ohne Gefahr, etliche Stunden im Winter zur Weide getrieben werden.

Die Schafe sollen vom Rindviehe abgesöndert seyn.

Die Stallung der Schafe muß für sie allein abgesöndert seyn. Der Gebrauch vieler Landwirthe, solche bey dem Rindvieh einzustallen, ist verwerflich. Sie wollen zwar hierdurch eine Ersparung, sowohl mit der Streu, als mit der Fütterung begehen, indem sie vermeynen, ein kleiner Trupp Schafe habe allemal mit dem, was dem Rindvieh aus der Raufe und Krippe fällt, oder sonst von ihm verstreuet wird, zu seiner Erhaltung genug. Allein, der Schaden ist bey dieser übelverstandenen Wirthschaft immer größer, als der Gewinn. Die mehresten werden über Winter halb verhungern, oder in dem di-

cken

cken Schwalm der Ausdünstung und Wärme gar ersticken, oder von dem schweren Rindviehe ertreten oder tod gestoßen werden. Dem Rindviehe selbst ist die Ausdünstung der Schafe zuwider und ungesund.

Ich schreibe dahier nur für die Landleute und Bauern, welche etwa eine Schafzucht unter sich einführen wollen. Für große Schäfereyen, und wie deren Stallung gelegen, auch in- und auswendig beschaffen seyn müsse, dafür haben wir treffliche Vorschriften, insonderheit in des Herrn Hastfers schönen Buche von Wartung der Schafe, u. s. w. Desgleichen in Geudebrucks Unterrichte von Schafen und Schäfereyen, u. s. f. So ist auch in dem wohlerfahrnen Landwirthe viel nützliches und verläßliches von den Schafställen enthalten; welches sich sowohl die Wirthschaftsvorsteher, als Schullehrer bekannt machen sollten.

Ich will hier noch ein und andere Anmerkungen von den Krankheiten der Schafe mit anführen. Die Ursachen dieser Krankheiten sind mancherley. Die regnerischen Jahrszeiten, wann das Vieh beständig auf nassen Triften weidet, und nichts trockenes zu Haus zum Futter bekömmt, verursachen Krankheiten, und zwar gemeiniglich die Wasserbäuche. Allzugroße Kälte ist ihnen gleichfalls schädlich und schwächet ihre ganze Natur. Die starke Hitze im Sommer verdirbt den Schafen, wenn sie unter keinen Schatten kommen, das Gehirn; der Kopf wird mit Wasser angefüllt, und die Schafe werden drehend. Die zu viele Wärme, und der dicke scharfe Schwalm in den Schafställen, deren Böden oder Decken mit keinen Zuglöchern versehen sind, greift die Lunge an, worauf der Husten, und endlich der Untergang erfolgt. Der heftige Durst hindert die Verdauung und hemmet den Kreislauf des Geblüts, wo-

Krankheiten der Schafe.

wovon innerlich Geschwüre und Entzündungen entstehen. Das gähe Saufen aus stillstehenden Wässern und warmen Pfützen, verdirbt die Leber und Galle, worin nachher die Egel wachsen, die die Schafe töden. Allzuheftiger Schröcken bringt den Schafen Krankheit, und die Tragenden verwerfen nach solchem meistens ihre Frucht. Sümpfig und saures Gras verursachet eine Schärfe im Geblüte, wovon Rauten und Krätzen, ofters auch die Blattern herkommen.

Dieses wären beynahe die Gewöhnlichsten, aber auch die gefährlichsten Krankheiten der Schafe, wodurch sie, wenn solche einreißen, zu tausenden hingerafft werden. Da ich nun aber die Ursachen von solchen zugleich mit anführe: so wird es den sorgfältigen Landwirthen eben sowohl, als den Wirthschaftsvorstehern, leicht seyn, diesem Uebel bey Zeiten vorzubiegen; auch die Schafhirten hievon zu unterrichten, und sie dahin zu zwingen, alles

das zu vermeiden, was diese edlen Thiere zu Grund richten kann. Hilfsmittel wider diese Krankheiten sind zwar in den oben benannten Schafbüchern vorgeschrieben; weil aber das Uebel gemeiniglich schon damals, wann es der Landmann bemerket, überhand genommen hat; so sind sehr wenige von der erwünschten Wirkung.

Fünftes Kapitel.

Von Schweinen.

Ich habe schon in meinen vorigen ökonomischen Aufsätzen erinnert, daß, obgleich die Schweine mit unter das nützliche Hausvieh gehören, sich der Landwirth dennoch nicht mit zu vielen derselben beladen solle. Es ist zwar wahr, daß sie mit geringem Futter, welches die übrigen Thiere nicht fressen mögen, erhalten werden können: allein unerachtet dessen bleibt doch das Mästen derselben immer kostbar; zumalen wo keine Waldma- Schweine soll man nicht zu viel halten.

stun-

stungen eingeführet sind. In dem österreichischen Land = und Haus=wirthschaftskalender ist hievon aus=führlich gehandelt worden.

Unter den zahmen Hausthieren ist das Schwein dasjenige, wo=von man, so lange es lebt, oder nicht veräußert wird, keinen Nu=tzen ziehen kann. Der Eber, oder Bähr, sollte, bevor er zu den Schweinen gelassen wird, zwey, oder wenigstens anderthalbe Jahre alt seyn; die Zucht von diesem wird größer und kräftiger, als von de=nen, die noch im Wachsen begrif=fen sind. Er kann vierzehn und mehr Schweine bedecken. Nach vier Jahren aber kann er seines Dienstes entsetzet, geschnitten, und zum Schlachten gemästet werden.

Vom Eber

Vom Mutter=schweine.

Die Mutterschweine bringen im Jahre zweymal Jungen. Sie werden im Frühlinge, nämlich im Märzen, und wiederum im Herb=ste gegen den October, vom Bäh=re besprungen. Diese sollten eben=falls, wenn es sich verhüten läßt, nicht

nicht vor dem zweyten Jahre bede=cket werden; die jungen werden schöner, und die Mütter bleiben dauerhafter.

Die in einigen Orten hiesiger Gegend eingeführten kleinen schwarzen sogenannten chinesischen Schweine, sind eines sehr geilen Naturells. Man hat Proben hier in der Nähe, daß sich die Mutterschweine mit den Bähren vermischen, und fruchtbar sind, deren keines noch über drey Vierteljahre alt war. Und eben dieses kann die Mitursache seyn, warum diese Gattung klein und unansehnlich bleibt. Von de sogenannte chinesischen Ebern.

Wenn aber diese chinesischen Eber von den Mutterschweinen solange abgesöndert bleiben, bis sie anderthalbe oder zwey Jahre erreichet haben, und alsdann zu den inländischen Schweinen gelassen werden, so können vortreffliche Specksäue von ihnen erzogen werden.

Wann es dem Landwirthe oder der Hausmutter nicht länger gefällig ist, daß die Mutterschweine

Junge bringen sollen: so werden solche, durch einen künstlichen Schnitt, von den eigentlichen Sauschneidern zum ferneren Tragen untüchtig gemacht, und sodann gemästet, verkauft, oder für den Hausgebrauch geschlachtet.

Erziehung der jungen Schweine.

Die Mutterschweine sollen für sich und ihre Jungen ihren besonderen Stall haben, und nicht unter den andern gelassen werden. Der Trog zum Futter in diesem Stalle soll frey und niedrig stehen, damit die Jungen, welche zur Zucht aufbehalten werden, denselben erreichen, und mit der Mutter fressen lernen können. Man läßt sie gewöhnlich 6. Wochen an der Mutter trinken. Zwischen dieser Zeit werden jene, die nicht aufgestellet werden sollen, unter dem Namen der Spänfarkel zu Markt gebracht, oder im Hause verspeist.

Mästung der Schweine.

Die Schweine sind zwar nichts weniger als zärtlich, jedoch müssen ihre Ställe im Winter und bey kalter Witterung warm seyn, wenn

ihnen

ihnen das Mästen, welches um diese Zeit geschieht, gedeihen soll. Beym Mästen, muß man ihnen anfangs immer und beständig, aber nur gemeines Futter, vorgeben, denn sie fressen unaufhörlich: wie aber das Fett und der Speck zunimmt, so nimmt der Appetit nach und nach ab. Auf die lezte wird ihnen das beßte und ein solches Futter gereichet, welches den Speck körnicht und hart macht; nämlich Eicheln, Gersten und türkischer Waizen. Von den Buchecker wird Fett und Speck weich und öhlicht. Man hat sich sehr zu hüten, und dem Gesinde anzubefehlen, daß ihr Getränk zwar laulicht warm, aber nicht heiß seyn soll, als welches ihnen sonst tödlich seyn würde.

Mittel wider die Krankheiten der Schweine.

Die gemeinsten Krankheiten der Schweine sind der Durchlauf, die Finnen, und die Bräune. Den Durchlauf, bekommen sie von dem Unkraute, welches die wilden Melten, von dem Bauren aber Schieß-

melten genennt wird. Diesem Uebel aber wird mittels der trockenen Fütterung bald abgeholfen. Wider die Finnen wird das Spießglas angerathen; und gegen die Bräune wird ihnen die sogenannte Bräunader eröffnet.

Schweine sind den Feldern schädlich.

Die Schweine sind den meisten Landwirthen aus der Ursache zuwider, weil sie ihnen sowohl die Felder als Wiesen umwühlen, und wo sie nur hinkommen, Schaden anrichten. Dieses zu verhüten hat man an einigen Orten den Gebrauch eingeführt, ihnen einen eisenen Ring um den Wurf hinter dem Rüßel anzulegen, an welchem Ringe ein gabelförmiges Eisen fest genietet ist, das mit dem Rüssel zugleich voraus stehet. Andere lähmen ihnen in der Jugend diejenigen Flächsen, die den Rüßel spannen und ihm die Stärke und Bewegung geben. Ueberhaupt sollen die Schweine in den Ställen erhalten, und höchstens nur in die unbebauten Brachfelder zur Weide

ge-

getrieben werden; ihr Umwühlen vertilgt die Wurzeln des Unkrauts, und erlockert die Erde.

Sechstes Kapitel.

Von dem nützlichen Geflügelviehe.

Diese Gattung Vieh ist ein sehr nützlicher Zweig in der Landwirthschaft, insonderheit aber jenen Orten und Gemeinden, die den großen Städten, oder doch sonst solchen Plätzen nahe liegen, wo das Consumo stark ist. Es ist zwar dessen Erziehung und Wartung meistens nur ein Geschäfft der fleißigen Hausmütter. Indessen bedarf der Landwirth nicht weniger zu wissen, als seine Wirthinn, wie er sich desfalls zu verhalten hat, um den beßten Vortheil daraus zu ziehen.

Unter die nützlichsten der Geflügelarten werden die Gänse, die indianischen Hüner, die Enten, die gemeinen Hüner, und die Tau-

ben gezählet. Die Schwanen, Pfauen, Perlhüner, u. d. g sind zwar eine Zierde eines Geflügelhofes; aber sie sind dem Landwirthe ganz entbehrlich, welcher mehr auf den Nutzen, als auf das Schöne zu sehen hat.

Wo Gänse zu haltē sind.

Die Gänse sollten in den Gegenden, und an solchen Orten, wenigstens häufiger gehalten werden, wo Flüße, Bäche, Sümpfe oder Pfützen in der Nähe sind; wo diese fehlen, da ist keine Vermehrung der Gänszucht anzurathen. Böhmen ist in den Kaiserlichen Erbländern derjenige Zirkel, in welchem nicht zu viele erzogen werden können; fast ein jeder Ort ist mit einer oder mehrern solcher Wasserlachen versehen.

Was bey jungen Gänsen zu beobachten.

Die Zuchtgänse sollen paarweis, das ist, so viele Männchen, als Weibchen, gehalten werden. Denn der Gänser oder das Männlein ist ein nothwendiger Führer und streitbarer Vertheidiger der Jungen, sowohl gegen die Thiere als Men-

schen,

schen, die sie beleidigen wollen. Sie paaren sich schon im Februar, auch früher, wenn sie mit Körnerfrüchten gefüttert werden.

Die Gänse sind in ihrer Jugend sehr zärtlich, und bedürfen einer fleißigen Wartung. Am schwächlichsten aber sind solche, wenn sie Kiele treiben, und die Federn voll Blut stecken. Um diese Zeit müssen sie mit trockenem Futter gefüttert werden; der pure Grasboden würde ihr Tod seyn. Wie die Gänse verpfleget, ihre Krankheiten geheilet, wie sie gerupft und gemästet werden sollen, hierüber kann in dem österreichischen Land- und Hauswirtschaftskalender nachgelesen werden.

Indianische Hüner sind dem Landmanne zu empfehlen.

Die indianischen oder kalekutischen Hüner sind einer wohlgeordneten Landwirthschaft sehr nützlich, und bringen guten Gewinn, wenn sie wohl gerathen und davon kommen. In Italien, desgleichen in Frankreich, werden solche in ganzen Heerden gehalten, und haben ihre

besondern Hirten. So lange sie noch jung und unter der halben Größe ihres Wachsthums sind, sind sie sehr schwächlich, und bedürfen eines besonderen Fleißes in ihrer Erziehung. Kälte und Nässe können sie am allerwenigsten vertragen. Man besehe hierüber ebenfalls den obenbenennten österreichischen Kalender.

Neue Art, diese Hüner zu mästen.

Man hat vor einigen Jahren eine neue Mästungsart der Indianischen, mit wälschen und Wallnüssen, bekannt gemacht. Es sollen ihnen nämlich den ersten Tag der Mast 5. Stücke solcher Nüsse, nicht zerdruckt, sondern ganz, durch den Hals in den Kropf geschoben werden: den zweyten Tag 7., am dritten 9., und immer um zwey, mehr, bis zur Zahl von 45. Alsdann werden wieder täglich zwey abgebrochen, bis auf 5., so ist die Mast vollendet. Allein unsere Landwirthinnen beschäfftigen sich nicht gern mit dem Ungewöhnten; so finden sie auch in dem mehrer-

wähn-

wähnten Kalender eine leichtere und sichrere Anweisung, ihre Indianischen fett zu machen.

Die Enten sind in einem Dorfe, wo sie Wasser finden, und ihrem geschäfftigen Schnattern, und unermüdeten Suchen nach dem Fraße, Genüge leisten können, ein nützliches Hausvieh; wo aber dieses gebricht, ist wenig Gewinst von ihnen zu erwarten. Sie verlieren sich nach und nach, und zugleich der Profit mit ihnen. Hingegen verdienen Enten komen ohne Wasser nicht fort.

Die gemeinen Hüner ein weit grösseres Lob, und ist deren Zucht dem Landwirthe, insonderheit denen in der Nachbarschaft großer Städte, hauptsächlich anzupreisen.

Einem Hahne können 14. bis 16. Hüner zugegeben werden. Er wird sich durch 4. Jahre bey Kräften erhalten, mehrere aber würden ihn zu sehr schwächen, und die Eyer unbefruchtet bleiben. Zum Brüten sind die zwey und dreyjährigen Hüner die beßten, und den jüngern vor- Hähne und Zucht-hüner.

zuziehen, weil sie mehr Sorgfalt beym Führen der Jungen anwenden, als jene. Die jüngeren Hennen verlassen oft ihre Jungen vor der Zeit, und gesellen sich wieder zu dem Hahne. In dem Viertel Obermannhartsberg wissen die Hauswirthinnen die Geschicklichkeit, ihre Kapauner zum Führen der jungen Hünlein abzurichten; wodurch die Hüner Zeit gewinnen, wieder zum Hahne zu kommen, und im Eyerlegen fortzufahren.

Wie die Kapaunē zum Führen der Hünlein abzurichtē

Diese Kunst ist ganz leicht und einfach: nämlich wann sie den Tag bemerken, an welchem die Jungen ausfallen müssen, so nehmen sie einen ihrer Kapauner, rupfen ihm etwas von den Federn am Bauch aus, und reiben solchen mit Brennnesseln, oder andern beisenden Kräutern. Hernach stecken sie ihm Brod, das in Brandwein geweicht ist, in den Hals, legen dessen Kopf hinter die Flügel, und schwingen ihn 4. oder 5. mal in einem Kreise herum, wodurch der Kapaun ganz be-

täubt,

täubt, und ausser sich ist. Hierauf nehmen sie die brütende Henne von den Eyern weg, und setzen den Kapaun darüber, jedoch mit einem Ueberstürze eines Korbs, oder einer andern lüftigen Maschine, damit er beym Ermuntern nicht davon lauft. Indessen kriechen die Jungen unter ihm aus, die er nachher sehr sorgfältig führet und wartet, eben als ob er die Ursache ihres Daseyns wäre. Auch dauret diese Sorgfalt so lange, als die Jungen seines Beystandes bedürfen.

Die Tauben zählt man gleichfalls unter das nützliche Hausvieh. Allein wenn man den Schaden, den sie im Allgemeinen, bey der Aussaat und in der Aerntezeit, an den mancherley Feldfrüchten anrichten, mit dem geringen Privatnutzen ihrer Eigenthümer vergleichet: so dürfte dieser von dem Verlust an Körnern, im Ganzen genommen, sehr weit überwogen werden. Aus dieser Ursache hat man in verschiedenen auswärtigen Provinzen, Tauben sind überhaupt schädlich.

durch

durch ausdrückliche Verordnungen bestimmet, wem Tauben zu halten erlaubt, und wem es verboten ist.

Siebentes Kapitel.
Von nützlichen Insekten.

§. 1.
Von den Bienen.

Nutzen der Bienenzucht.

Diese gehören eigentlich nicht in das Reich der Thiere, sondern vielmehr der Insekten. Sie verdienen aber allerdings einem jeden Landwirthe auf das allernachdrücklichste empfohlen zu werden. Ihr vortrefflicher Nutzen übersteigt die wenige Mühe, und Unkösten weit, die der Landwirth an sie verwendet. Sie wissen in einer jeden Lage und Gegend nicht nur ihre Nahrung und Unterhalt zu finden, sondern auch ihren Besitzer, der ihnen Unterstand und Wohnung gewähret, mit reichlichem Zins an Wachs und Honig zu belohnen, und schadlos zu halten.

Wir

Wir haben Hoffnung, mit nächstem eine neue vollständige Anweisung zur Bienenzucht, von dem sehr geschickten und zu diesem Geschäffte überaus erfahrnen Herrn Janschard zu erhalten, welcher eben zu dem Ende auf allerhöchste Verordnung angestellet ist, die Bienenzucht in unserm beglückten Oesterreich zu verbreiten und allgemein zu machen. Alsdann wird der Landwirth erkennen, und selbst empfinden, wie sehr ihm dieses unansehnliche Fliegengeschöpf die Verbesserung seiner Umstände befördern kann. Ich werde mich also von aller weiteren Anleitung zur Bienenzucht bis dahin enthalten.

Nur will ich indessen dahier einige Hilfsmittel wider die gemeinsten und schädlichsten Krankheiten der Bienen anfügen. Die erste dieser Krankheiten ist die faule Brut, die andere aber die Ruhr oder der Durchlauf.

Die erste rühret aus verschiedenen Ursachen her, als vom Mangel

gel an Brutbienen, vom Hunger, von Kälte und vieler Nässe. Diese Zufälle verursachen, daß die junge Brut erstickt, und sich in eine faule Feuchtigkeit auflöst, die durch ihren üblen Geruch die nächsten Bienen zwinget, ihre noch lebende Brut zu verlassen, die sodann ebenfalls zu Grunde gehen muß. Dieses Uebel ist vermögend, weiter um sich zu greifen, und mehrere Stöcke ins Verderben zu bringen, wann nicht schleunige Hilfe geschieht. Diese Hilfe aber besteht darin, daß solche angesteckte Stöcke sogleich von den Gesunden abgesöndert, und an ein entlegenes Ort gebracht, die angefaulte Brut aber sammt den Scheiben ausgeschnitten, und an deren Stelle gesunde eingesetzt werden. Nach diesem müßen die Bienen noch 3. Tage an dieser Stelle, mit dem beßten Honig gefüttert werden, ehe sie den Gesunden wieder zugesellet werden dürfen.

Die

Die zweyte dieser Krankheiten, nämlich die Ruhr, kömmt daher, wenn die Stöcke im Winter nicht genug gesäubert, und zu viele Unreinigkeit lange darin gelassen wird: oder wenn solche an feuchten Orten stehen, und das Honig darin in eine Gährung geht, und versäuert. Zuweilen rühret diese Krankheit auch daher, wenn unweit sümpfige, nasse oder allzufette Wiesen sind, in denen sich das Gras niederlegt und fault, von dessen Blumen die Bienen ihren Hönig holen. Auch wird die Ruhr dadurch befördert, wenn die Bienen von ihrem Winterschlaf aufwachen, und allzuviel Hönig auf einmal in sich fressen.

Für diese Krankheit sind sowohl Bewahrungs- als Hilfsmittel anzuwenden, wenn man nicht um den größten Theil seiner Bienen kommen will. Die Bewahrungsmittel sind diese: daß man ihnen für den Winter nur wenig Hönig läßt oder giebt, so wird sich der

Un-

Unrath nicht zu sehr anhäufen; oder man muß ihnen im Jäner und Februar, wenn Sonnenschein ist, die Fluglöcher öffnen, damit sie heraus kriechen, und sich von ihrem Unrathe entledigen. Im März soll man sie mit dem besten Hönig füttern. Die Bienenständer oder Hütten sollen an einem trockenen Orte errichtet seyn, wo sie freyen Ausflug, und gegen Morgen und Mittag die Aussicht haben. Die Hilfsmittel wider diese Krankheit sind diese: man nimmt von dem besten Hönig ½. ℔. Brunnenwasser ½. Seitel; Zimmet, Ingber, dörre Limonienschalen, Muscatblühe, Muscatnuß, von jedem 2. Quintel; dieses alles zu Pulver gestoßen und unter den Hönig und Wasser vermischt. Diese Masse, weil sie noch zu dick ist, wird mit einem Trinkgläsel voll alten guten Wein, in welchem einer Muscatnuß groß Kampfer aufgelößt worden, verdünnet. Hievon wird in einen irdenen flachen Teller gegossen,

und durch das Monat Februar, März und April etwann alle 14. Tage oder 3. Wochen auf den Boden des Bienenstockes gestellet. Es müssen über diesen angefüllten Teller, Strohhälmer oder zarte Reiser gelegt werden, damit die Bienen in diesem Getränk nicht ersaufen. Ein mehreres werden wir, wie ich schon gesagt habe, von dem Bienenbüchlein des Herrn Janschards, erwarten.

§. 2.

Von den Seidenwürmern.

Das durch die Erfahrung bestätigte Gedeihen und glückliche Fortkommen des Seidenwurms, in unsern österreichischen Gegenden, beweist zum Ueberflusse, mit was ungemeinem Vortheile des Landmanns, und überhaupt des gesammten Staats, derselbe allgemein eingeführet werden könnte, und sollte. Um so weniger bedarf es eines Anstandes, den Landwirth zur Anpflanzung der Maulbeer-

Nutzen der Seidenwürme.

bäume, und Erziehung der Seidenwürme aufzumuntern und anzueifern. Es muß ihm aber begreiflich gemacht werden, daß dieses eine Zwischenarbeit bey der Feldwirthschaft, und ein Nebengeschäfft ist, welches ganz und allein von den Hausmüttern, und ihren noch zarten Kindern verrichtet wird, und dennoch seine Einnahme um ein sehr großes erhöhet.

Ich habe die ganze dießfällige Behandlungsart in dem 1759. verfaßten gründlichen Unterrichte, von der Pflanzung der Maulbeerbäume, und Wartung der Seidenwürme u. s. f. auf das deutlichste gewiesen, daß ich also nicht nöthig habe, solche dahier nochmals nachzuschreiben.

Achtes Kapitel.

Von den Pflanzen für die Fabriken.

Diese sind eigentlich der Flachs, der Hanf, der Tabak, die

Rüb-

Rübsaat, der Hopfen, die Färberröthe, der Waid, der Schard, der Safran, das Süßholz, der Magsaamen oder Mohn u. d. g.

Wenn man die mannigfältigen Fabrikaturarten, die blos aus dem Flachse zubereitet werden, die große Anzahl Menschen, die dabey Arbeiten und Lebensunterhalt finden, und den weitläufigen Handel, der damit mit Vortheil in alle Weltgegenden getrieben wird, in Betrachtung ziehet: so hat man billige Ursache sich höchlich zu verwundern, warum unsere Landwirthe nicht schon vorlängst zur Vermehrung des Flachsbaues in unserm glücklichen Clima sind angeführet, oder angehalten worden. Vortrefflicher Nutzen des Flachses.

Der Flachsbau ist ohne Widerrede eines der vorzüglichsten Nebengeschäffte des Landmanns bey seinem Feldbau; nicht allein wegen der beträchtlichen Beförderung seiner Einnahme, sondern auch hauptsächlich, weil er dadurch seine Kinder und Gesind in einer immerwähren-

renden spielenden Arbeit unterhält, und sie zu einem standhaften Fleiße angewöhnet.

Der Flachs darf eben dem Traide keinen Eintrag thun.

Damit aber der Landwirth keine Besorgniß tragen möge, der Flachsanbau werde ihm zu viel Land versperren, und einen Abgang oder Hinderniß in den übrigen Feldfrüchten verursachen; so weise ich ihn gerades Weegs zu den Brachäckern, wovon ich bereits oben Meldung gethan habe. Allhier kann er sich die beßten und schicklichsten zu diesen Pflanzen aussuchen, gemäß der Anweisung, die ich von ihrer wahren Lage an seinem Orte gegeben habe.

Schon A. 1767. gab ich eine umständliche Anweisung zum Flachsbaue heraus, welche in dem von Trattnerischen Verlage, auf 122. Octavseiten gedruckt; und von den strengsten ausländischen ökonomischen Kunstrichtern sehr wohl aufgenommen und dem Landvolke angepriesen worden ist. Daß ich mir also schmeichle, daß dieses

Werk-

Werklein, nach Veranstaltung einer neuen Auflage, den Schulvorstehern zugetheilet, und im Lande weiter bekannt gemacht werden dürfte: so übergehe ich den ferneren Unterricht über diese vortreffliche Fabrikaturpflanze, und verspare den Raum zu andern noch unbearbeiteten Gegenständen.

Nutzbarkeit des Hanfes

Der Hanf ist zwar nicht zu so mancherley Fabrikaturen anwendbar, wie der Flachs, und wird um deßwillen auch weniger erzielet; unerachtet dessen ist derselbe ein einträgliches Product für die Landwirthschaft. Es sollte also dessen Anbau von keinem wahren Landwirthe vernachläßiget werden.

Die Bearbeitung des Hanfs und seine Zubereitung ist fast mit dem Flachse einerley. Wie und wann solcher gesäet, gerupft und ferner hanthieret werden solle, hievon ist bereits in dem österreichischen Land- und Hauswirthschaftskalender der Unterricht gegeben worden, und würde dahero über-

flüßig seyn, wenn ich hier ein mehreres anführen wollte.

Was für ein einträgliches Handlungskraut die Tabakpflanze sey, dieses ist einem jeden bekannt genug, und die hohen Pachtschillinge, fast in allen Ländern und Staaten, beweisen solches zur Genüge.

Von der Rübsaat. Was die Rübsaat belanget, so ist nicht allein die beßte Gattung derselben zum Oelschlagen, sondern auch ihre gehörige Aussäung, Einärntung, und fernere Hanthierung, im zweyten Theile des wohlerfahrnen Landwirthes, von der 45. bis 56sten Seite, behandelt worden. Es wird demnach den Schullehrern wenig Mühe kosten, diesen kurzen Auszug abzuschreiben, und ihren lehrbegierigen Schülern bekannt zu machen, mich aber dahier eines weiteren Aufenthaltes zu überheben.

Vom Hopfē. Der Hopfen ist ein unentbehrliches Erzeugniß für die Bräuhäuser, und ein gewisser Absatz für den Landmann, dessen Anpflanzung gleich-

gleichfalls als eine besondere Quelle des Einflußes in seinen Beutel betrachtet, und ihm deßhalben ebenermaßen anempfohlen zu werden verdienet. Diejenigen Schullehrer, welche von der Art und Weise den Hopfen zu bearbeiten, abzupflücken, zu dörren, und zum Verkaufe zuzubereiten, ausführlichen Unterricht verlangen, um solchen ihren anvertrauten Wirthschaftsschülern mitzutheilen, können sich desfalls aus dem oft angeführten österreichischen Land- und Wirtschaftskalender zur Genüge belehren.

Der **Krapp**, oder die **Färberröthe**, beginnt in unserm Oesterreiche ziemlich bekannt zu werden; man sieht bereits ganze Aecker damit bepflanzet. Seine Güte und Wirkung im Färben ist ebenfalls derjenigen ganz vollkommen gleich, die man vorher aus fremden Gegenden kommen lassen, und mit theurem Gelde bezahlen mußte. Es ist dahero dieses Zwischengeschäfft Vom Krapp.

schäfft dem Landmann, als ein nicht geringer Vortheil zur Verbesserung seiner Einkunft, billig anzupreisen.

Der Krapp wächst in jedem Boden.

Der Krapp ist nichts weniger als zärtlich. Ich habe dessen in Böhmen auf solchen Aeckern angebauet gesehen, deren Grund fast mehr Stein als Erde führte, und diesem Gewächse dennoch überaus wohl anschlug. Hieraus erhellet, daß die Färberröthe auch mit einem schlechten Boden fürlieb nimmt, jedoch muß derselbe tief, locker und mit Sand vermischt seyn, wenn sie gut fortkommen soll.

Weise denselbẽ zu erziehen.

Der Acker muß vorher im Herbste mit kurzem und wohl verfaultem Miste gedünget, und dieser tief untergeackert seyn worden. Im Frühjahre wird dieser Acker nochmals gepflügt und rein geeget; man theilet denselben entweder nach der Länge, oder überzwerch, in schmale Beeten, etwa 4. Schuh breit. In diese werden die Krappwurzeln, einen Schuh weit von einander, und einen Schuh tief,

je-

jedoch also in die Erde gelegt, daß sie mit den Aeuglein der Keime über sich in die Höhe sehen.

Es muß hiebey im ersten Jahre Sorge getragen werden, daß die Beete und Pflanzen vom Unkraut rein bleiben. Im Herbste wird die Erde aus den beyden Seitengängen zu den Pflanzen gezogen, und die Beete werden erhöhet. Dieses kann, wenn die Beete nach der Länge des Ackers angelegt sind, mit dem Pfluge, sonst aber mit Handinstrumenten geschehen.

Wenn der Landwirth sich selbst junge Schößlinge, zu Besetzung mehrerer Felder, erziehen will: so werden die Krappbuschen im Monat Julii niedergebogen, und die Stänglein in ein Grübchen, von einer Zwerchhand tief, gelegt, und mit Erde bedecket. Jedoch müssen ein oder zwey dieser Stängel an dem Buschen aufrecht stehen gelassen werden; denn die Erfahrung hat gegeben, daß wenn der ganze Buschen in die Erde ist eingescharret

worden, die Stängel, an statt Wurzeln zu schlagen, vielmehr in die Fäulniß gegangen sind. Im Frühjahre werden diese neuen Setzlinge von dem Stock abgelöst, aus der Erde genommen, und, wie oben gesagt worden, in ein frisches Feld gesetzet.

Nach zweyen Jahren (noch besser aber erst nach dreyen) nimmt man die Wurzeln, und zwar im Monat September, aus der Erde. Die größern derselben dienen zum Verkaufe, die kleinen werden von neuen eingelegt, und auf die oben erwähnte Art hanthieret. Die erstern müßen von dem Kraute, und andern Unrathe gereiniget, und von der Erde und Sand gesäubert, sodann an der Luft zum Theil getrocknet, und endlich im Backofen, oder einer hiezu besonders errichteten Darre vollends gedörret, und zum Verkaufe an einem trockenen, aber lüftigen Orte aufbewahret werden. Das Kraut an den Buschen, welche zu keinen Setzlingen eingelegt

sind,

sind, kann im Sommer mit dem Rindviehe verfüttert werden. Daß die Milch von diesem Krauth röthlich werden solle, ist nach aller Erfahrung ungegründet, und eben so wenig zu befürchten, als daß sie sich von dem grünen Grase grünfärben sollte.

Der Waid zum Blaufärben ist zwar in Oesterreich noch nicht sonderlich, desto besser aber in Böhmen, und Schlesien bekannt, allwo er in häufiger Menge gepflanzt wird. Wegen seines guten Fortgangs in Böhmen, ist vor einigen Jahren in einer Abhandlung, welche hievon in Prag gedrucket worden, so gar angerathen worden, den Waid um deswillen häufiger anzubauen, um solchen dem Hornviehe zu einer Fütterung dienen zu lassen. Vom Waid.

Diese Pflanze erfordert ein lockeres und wohlgedüngtes Erdreich. Es kann dieses Gewächs durch Aussäung des Saamens auf den Acker, erzogen werden; wiewohl Dessen Erziehung und Bearbeitung.

eini=

einige vorher den Saamen in Gartenbeeten anbauen, und sodann erst die Pflanzen ins freye Feld versetzen. Dieses erfordert nun freylich mehr Mühe und längere Arbeit; dahingegen aber werden auch die Blätter größer, und ausgiebiger. Der Saamen kann entweder im Herbste, zugleich mit der Wintersaat, oder im Frühlinge auf die Aecker gesäet werden. Der erste wird sodann der Winterwaid, und der andere der Sommerwaid genennet. Der Saamen muß dünn gesäet werden, damit die Blätter Raum gewinnen, sich ausbreiten zu können. Sowohl die gesäeten, als ausgesetzten jungen Pflanzen sollen vom Unkraute rein gehalten werden. An den Plätzen, wo die ausgesäeten zu dick stünden, wird der Ueberfluß bey dem Jäten mit ausgerauft.

Wann die Waidblätter eine gute Spanne lang sind, und eine ins gelbe schimmernde Farbe bekommen: so werden dieselben aus-

wendig herum mit einem krummen Gartenmesser, jedoch ohne Verletzung des Herzstockes, von den andern weggeschnitten; welches so oft geschieht, als deren wieder zeitig geworden sind. Diese Blätter müssen von Staub und Erde gereiniget, in freyer Luft unter öfterem Umwenden gedörret, sodann in Bünden, und nach dem Gewicht, an die Käufer hindann gegeben werden.

Den Saamen des Waides sammelt man erst im zweyten Jahre; indem man nämlich auf einem Stücke Feldes, soviel man dessen genug zu seyn vermeynet, die Pflanzen, ohne solche abzublaten, stehen, und die Blühe zu ihrer Reife kommen läßt. Wann der Saamen abgeschnitten ist, darf derselbe nicht sogleich aus seinen Hülsen geklopft, oder gedroschen, sondern soll eine Zeitlang locker übereinander liegen gelassen werden, bis er genugsam verschwitzet hat. Wie der Saame des Waids zu erhalten.

Der

Der Schard wächst häufig in Oestreich und in Mähre.

Der Schard zum Grünfärben ist, meines Wissens, noch in keinen Anbau gebracht; sondern wird dermalen noch unter die wilden Wald- und Wiesenkräuter gezählt, und aus solchen hervorgesucht. Mit diesem Färberkraut sind besonders die Auen zu beyden Seiten des Marchflußes, durch Mähren und Oesterreich, sehr reichlich bewachsen, daß sogar die Färber aus Schlesien in diese Gegend kommen, um solches zu sammlen, und mit sich fortzunehmen.

Dessen Nutzen, wenn er angebauet würde.

Es dürfte sich der Mühe sehr wohl lohnen, daß der Saamen von dieser Farbpflanze, in den Wiesen zum erstenmal gesammlet, und auf besonders hierzu zubereitete Aecker angebauet würde. Der Ueberfluß desselben, wenn auch nicht alles ins Geld gebracht werden könnte, würde dennoch ein vortreffliches einheimisches Futterkraut für das Riendvieh abgeben. Die Blätter des Schards gleichen beynahe den sogenannten Hirschzungen,

oder

oder auch dem wilden Sauerampfer; nur daß diese beeden Gattungen Blätter mehr glatt, jene aber wollicht, und in dem Gerippe gröber sind.

Der Safran wird in Oesterreich, insonderheit aber in dem Viertel Obermannhartsberg in der Gegend Maisa, Horn, u. s. f. desgleichen im Viertel Oberwienerwald von St. Pölten bis Ens, ziemlich häufig und zum guten Vortheile des Landmanns, angebauet. Es wird dem österreichischen Safran so gar der Vorzug vor dem orientalischen eingestanden. Dahero verdiente es dessen hoher Ruhm und Werth, daß solcher, bey dem künftigen Zuwachse des Ackerfeldes durch die Zertheilung der Hutweiden, zur möglichsten Aufnahme befördert würde. Vorzug des österreichischen Safrans.

Der Safran verlangt ein gutes und lockeres Erdreich, welches mit Sand vermischt, und zwey Jahre vorher gedüngt worden ist. Gegen die Mitte bis Ende July, Von Anbau und Pflegung desselbē.

wer-

werden die Safranzwiefeln in schmale Beete, etwa 4. Zoll weit, und etwas über 2. Zoll tief, in die Erde gelegt. Die Beete müssen zu Zeiten gejätet, und von dem Unkraute gereiniget werden.

Wann der Safran blühet, welches im Herbstmonate geschieht, müssen die Beete täglich in der Frühe besichtiget, die ganz offenen Blumen mit Behutsamkeit abgeschnitten, und ordentlich in Körbe geleget werden, doch also, daß die Oeffnungen der Blumen oben zu stehen kommen. Zu Hause werden die rothen Zasern, welche um den Stock herum im Blumenkelche stehen, und den eigentlichen Safran ausmachen, mit Geschicklichkeit herausgenommen, und entweder an der Luft, oder bey einer gelinden Wärme, langsam getrocknet, und in Schachteln zum Verkaufe aufbehalten.

Die Zwiefeln bleiben über Winter auf ihren Beeten, doch müssen diese Beete vor der strengen

Käl-

Kälte mit Strohe, und auf diesem mit anderm Genistwerke oder Mist, bedecket werden, damit der gr mmige Frost nicht bis zu den Zwiefeln eindringen kann. Im vierten Jahre werden solche, und zwar im Juny aus der Erde genommen, die jungen Nebenzwiefeln aber, welche sich indessen angesetzt haben, von der Mutter oder Hauptzwiefel abgesöndert, und an einem lüftigen schattigten Orte, bis zum Monat August, aufbewahret; wo dieselben alsdann wiederum in die Safrangärten, in neue Beete eingelegt werden können.

Nützlichkeit des Süßholzes.

Das Süßholz ist eigentlich eine Arzneywurzel, und findet in den Apotheken, oder bey den Materialisten, ihren gewissen Absatz. Eben derhalben ist solche den Landwirthen, welche genugsame Grundstücke besitzen, desto mehr zu einem Nebengeschäffte bey ihrer gewöhnlichen Feldarbeit anzurathen, weil sie wenig Mühe bedarf, und dennoch einträglich ist.

Der Boden zu dem Süßholze soll locker und etwas sandig, mit Schlamm oder Walderde (worin es am beßten fortkömmt) wohl gemischt seyn. In dieser Erde werden die jungen Wurzeln, die einer Spanne lang seyn müssen, etwas schief in die, einen halben Schuh tiefen, Gräblein eingelegt. Dasjenige Ende der Wurzel, an dem die Aeuglein über sich stehen, muß in dem Graben aufwärts, doch so liegen, daß es gegen die Oberfläche noch mit 2. Zoll hoher Erde bedecket werden kann. Die Gräben in welche die Wurzeln kommen, können füglich anderthalb Schuhe weit von einander entfernet seyn.

Wie solches anzubauen.

Ein solches Feld darf nicht bloß auf das Süßholz eingeschränket werden, sondern kann mit allen Arten von Kuchenkräutern, als Spinat, Salat, u. s. w. bepflanzt seyn, deren Wurzeln nicht tief in die Erde dringen. Es dienet auch die Bepflanzung dazu, daß die obere Erde um so öfter aufgelüftert

wird,

wird, und um so mehrere Nahrungstheile aus der Luft, den Nebel, Regen und Thau an sich nehmen kann.

Nach Verlauf von vier Jahren werden die Wurzeln herausgenommen, und die größern zum Verkaufe, die kleinen aber wieder zur Bepflanzung in die Erde befördert. Wenn das Süßholz einen seiner Art gemäßen Boden antrifft: so werden in einer Zeit von 4. bis 5. Jahren, die Hauptwurzeln wenigstens eine Klafter lang, und über einen Zoll im Umkreiß dick.

Nutzbarkeit des Magsaamens.

Der Mohn, oder Magsaamen, ist zwar nur ein Gartengewächs, welches einer jeden fleißigen Hauswirthinn allerdings bekannt seyn muß. Da man solches aber auch in die Felder und auf besondere Aecker, so wie es in Böhmen üblich ist, anbauet, und zu einem Handlungsgesäme gemacht hat: so erfordert der Nutzen des Landmanns ihn dahier an dessen Anbau zu erinnern, und bey hin-

länglichem Ackerfelde dazu zu ermuntern.

Sonderlich in Böhmen u. Mähre. Der Mohn giebt ein ungemein gutes Oel, welches so wohl in der Haushaltung, als in der Medizin sehr gute Dienste leistet. Der Mohnsaamen ist durch ganz Böhmen und Mähren dermassen im Gebrauche, daß solcher bey den meisten daselbst gewöhnlichen Backwerken, als den sogenannten Kollatschen, und Maagenbeigeln, fast unentbehrlich ist; womit das Landvolk unter sich eine Art von Handlung und Gewerb treibet. Denenjenigen, welche in diesen Provinzen, und in dem am Marchfluße gelegenen Theile von Ungarn gereiset sind, wird bekannt seyn, in was für einem hohen Rufe die Böhmischen Kollatschen und die Preßburger Maagenbeigel stehen.

Vom Anbau des Maagsaamens. Der Mohn- oder Maagsaame, wird gegen Ende Aprils, oder Anfang Mayes, in einen rein zubereiteten Grund im Brachfelde, ausgesäet. Weil der Saamen

sehr

sehr klein ist, so wird solcher vor dem Aussäen, entweder unter fein gesiebte Erde, oder Sand, oder auch unter Asche gemischt, damit er nicht an einem Orte zu dick, und an dem andern zu dünn ausgeworfen wird. Der Landmann soll sich bestreben, von demjenigen Maagensamen zur Aussaat zu bekommen, welcher die gefüllten Blumen, und die großen Köpfe bringt, der sehr ergiebig ist.

Diese Pflanze bedarf weiter keiner Wartung, als daß das Feld vom Unkraute rein gehalten werden muß. Die Zeitigung des Saamens erkennet man daran, wenn die Köpfe gegen den Stiel gelblicht, aufwärts gegen die Krone aber ins röthliche schimmern. Mit dem Abschneiden der Saamenköpfe muß nicht gewartet werden, bis solche schon falb, und gar hart sind. Denn unter der Krone springen die Köpfe, wenn solche zu zeitig sind, auf, und wird eine sehr große Menge Saamen, durch die Bewegung

Wie der Saame davon zu erhalten.

des Windes oder beym Abnehmen verschüttet und verlohren. Die abgeschnittenen Köpfe werden auf ausgebreitete Leinentücher geworfen, und in solchen nach Haus getragen, oder geführt, und auf einem lüftigen Boden ganz abgedörret.

Dieser Saamen wird nicht ausgedroschen, sondern mit den Händen ausgeschüttelt. Man fasset solcher Köpfe, am Abend, oder zu einer andern gelegenen Zeit, 5. bis 6. bey dem Stiel in die Linke, und schneidet mit einem Messer in der rechten Hand den Deckel oder die Krone weg; sodann läßt man den Saamen in ein Geschier laufen, welcher weil er in seinem hohlen Behältnisse frey liegt, bis auf das lezte Körnlein herausrinnt. Hiemit wird so lange angehalten, bis alle Köpfe geleeret sind. Die Stängel bleiben auf dem Acker stehen, bis sie ganz dörre geworden, und alsdann werden dieselben ausgerupft, in Wellen gebunden, und

zum

zum Einheitzen des Backofens angewendet; weil solche wegen ihrer holzartigen Eigenschaft nicht wohl unter den Mist zu gebrauchen sind.

Neuntes Kapitel.
Von den Gärten.

§. 1.
Von Küchengärten.

Gleichwie der Landwirth sich mit keinem andern, als dem Küchen- und Obstgarten, abzugeben hat, und meistentheils auch die Besorgung von diesen, wegen seiner übrigen Geschäffte, seiner fleißigen Hauswirthinn überlassen muß: also werden wir hier auch nur bey demjenigen Unterrichte bleiben, welcher zu dieser Absicht dienlich und beförderlich seyn kann. Verzäunung der Gärten.

Die erste Nothwendigkeit bey einem Garten ist, daß derselbe wider allen Einbruch der Menschen und Thiere gesichert werde. Dieses geschieht mittelst einer lebendi-

gen oder toden Verzäunung; jene besteht aus Hecken oder Stauden, diese aber aus Mauren, Brettern, Planken, oder anderm dörren Reisergehölze. Nach den Mauern sind die lebendigen Hecken die beßte Verzäunung; wozu solche Staudengewächse gewählet werden sollen, die wenig Wartung brauchen, die schnell und dicht sich ineinander verwachsen, die dauerhaft sind, und deren Aeste und Wurzeln sich nicht weit ausbreiten.

Der Weißdorn, oder nach der hiesigen Landessprache die Mehlbeerhecke, ist wegen seiner Festigkeit, und harten spitzigen Dörner, dießfalls der vorzüglichste, und kann, wenn ihm gleich anfänglich gewartet wird, sehr dick ineinander verflochten werden. Nach dem Weißdorne ist der so benamte Weinschierling oder Sauerdorn der nächste; nur ist seine Dauer nicht so anhaltend, wie des ersten, sondern verdorret frühzeitiger. Die Kreuz- oder Rheinweiden wachsen

schnell, und geben einen dichten Zaun; sie sind aber mit keinen stechenden Waffen versehen, die das wilde und zahme Vieh von der Beschädigung abhalten. Doch ist die Kreuzweide allemal besser, als solche Stauden, die eine eßbare Frucht bringen, wie z. B. die Haßelnüße, wilde Kirschen, Stachelbeere, u. d. g. denen von der Landjugend sehr nachgestellet wird.

Der Schlehen- oder Schwanzdorn wächst sehr langsam. Weiden und Erlen sind nur gut an den Wasserbächen, oder feuchten Orten. Der Hollunder schickt sich nicht wohl zu Hägen für die Küchengärten; denn die Ameisen, und anderes schädliches Geschmeiß, halten sich gar gerne um diese Stauden auf, die nachhero die Pflanzen verwüsten. Die Eichen, Buchen, Rusten, Linden und mehr andere treiben zu dicke Stämme, und starke Wurzeln, und sind deswegen zu lebendigen Zäunen untüchtig.

Wie die lebendigen Hägen anzulegen, und zu erziehen sind, dieses ist in dem wohlerfahrnen Landwirthe, im 2ten Theile von der 254. bis 266sten Seite, umständlich beschrieben worden, aus welchem die Schullehrer den Unterricht für ihre Lehrlinge ganz leichtlich schöpfen, und ihnen solchen vortragen können.

Nothwendige Begiessung der Kuchenpflanzē.

Ein Kuchengarten bedarf Wasser zum begiessen. Wenn also ein solcher Garten an keinem Bache oder Fluße gelegen ist; so ist ein, oder nach dem Verhältniß seiner Größe, auch mehrere Schöpfbrunnen nöthig; denn ein Garten ohne Wasser, ist wie ein Körper ohne Leben. Die meiste Mühe, und der Platz selbst, würde unnütz seyn.

Worin diese Pflanzē bestehē.

Die einem Küchengarten eigentlichen Pflanzen bestehen theils aus Wurzelarten, theils aus Zwiefelarten, und zum theil aus Rankengewächsen, und aus Schotenfrüchten. Unter die Stängel- und Blättergewächse werden gezählt, das

Weiß-

Weißkraut, der Wörsing, die mancherley Arten des blauen und braunen Köhls, der Prackoly, Kauly, und Blumenköhl, Schnittköhl, Spinat, Mangold, Salat, Karty, Spargel, Fenichel ꝛc. imgleichen die vielerley Gewürzkräuter, als Majoran, Tymian, Basilikum, Salbey, Weinrauten, Saturey, und viel andere dergleichen.

Zu den Wurzelarten gehören die rothen, gelben und weissen Rüben, der Pastinak, die Erdkohlraby, Scheerrüben, Turnips, oder Dickwurzeln, Petersil, Zellery, die Zuckerwurzeln, Haber, und Scorzonerwurzeln, die zahmen Rabunzeln, die Erdäpfel, Tobinambour oder wilde Erdäpfel, u. d. m.

Unter den Zwiebelgewächsen verstehen sich die eigentlichen Zwiebeln nach ihren manigfaltigen Abartungen, der Porre, die Schalotten, der Rockampol, der Knoblauch, der Schnittling, u. s. f.

Die

Die Ranken- und Schotengewächse sind die vielerley Arten Bohnen oder Fisolen, die großen und kleinen Favies, die man auch Saubohnen nennet, die Zucker- und andere Gartenerbsen, die Spargelerbsen, Ziesel, und mehr dergleichen Hülsenfrüchte. Auch werden unter die Rankenfrüchte gerechnet, die verschiedenen Gattungen von Kirbis oder Plutzern, die Melonen, deren Namen fast ohne Ende sind, und endlich die zerschiedenen Sorten Gurken oder Umorken.

Ich weiß zwar wohl, daß ich die Reihe der Gartengewächse noch sehr weit hätte hinausdehnen können, wenn ich solche nach der Ordnung ihrer Geschlechtsnamen dahier hersetzen wollte, und wie sie vielleicht einigen Gartenliebhabern bekannt seyn mögen. Allein ich besorge, ich möchte die Gedult des Lesers sowohl, als des Lehrers und Zuhörers erschöpfen; wie es uns wirklich in verschiedenen ökonomischen Büchern einiger deutschen

Schrift-

Schriftsteller geschieht, die ihre Bände mit botanischen Namen anfüllen, da doch ihre Schriften eigentlich für die Landwirthe, und einen jeden Hausvater geschrieben seyn sollen. Anstatt aber, daß sich solche darin belehren, werden sie vielmehr verwirret, und irre gemacht.

Da mein Buch bloß dem Landmanne, keineswegs aber den Kräuterverständigen, gelten soll: so ist mir genug nur diejenigen Gartengewächse angeführet zu haben, welche in der Hauswirthschaft ihren gewissen Nutzen zur Nahrung verschaffen, und einem jeden leicht bekannt seyn können. Denn was hilft es dem Bauer, wenn man ihm den ganzen Linnäus, nach allen Klassen, lateinisch und deutsch vorlegt, und denselben mit tausend gelehrten Wörtern vielmehr erschrecket, als unterrichtet?

Wie nun aber alle, von mir ebenerwähnte, gewöhnliche Kuchengewächse entweder aus dem Saamen, oder aus den Kernen, oder

aber

aber durch Ableger erzogen, gewartet, zur Reife gebracht, und ferner behandlet werden müssen; solches würde dahier einen zu weitläuftigen Raum einnehmen, und dennoch der Landjugend als Zuhörern wenig nutzen. Ich werde ihnen also nur so viel sagen, daß, wenn sie dermaleins selbst Hauswirthe werden, sie ihren fleißigen Gehilfinnen den unlängst bekannt gewordenen österreichischen Land- und Hauswirthschaftskalender beyschaffen, und dessen Anweisungen geläufig machen sollen. Denn in diesen sind für die meisten Küchengewächse alle die Anleitungen, und überhaupt derjenige Unterricht enthalten, wodurch eine rechtschaffene Hausmutter in den Stand gesetzet wird, ihrer Wirthschaft mit Nutzen vorzustehen.

§. 2.

Von Obstgärten.

Baumgärten sind eine edle Beschäfftigung.

Der Baumgarten hingegen ist mehr eine männliche, als weibliche

liche Beschäfftigung, die zu allen Zeiten unter die edlesten Gegenstände der Landwirthschaft ist gezählet worden. So gar kaiserliche und königliche Hände haben sich damit abgegeben. Wer Bäume pflanzet, sorget für die Nachkommenschaft, und sein Angedenken grünet wenigstens so lange, als der Baum lebet, den er gepflanzet, oder geimpfet hat.

Die einem Baumgarten eigenen, und dem Landmanne nützlichen Bäume, sind die zahmen Obstbäume. Sie werden zahm genennet, wenn von einem schon vorher gepfropften Baume entweder Zweige, oder Saamenäuglein, auf einen wilden Stamm übertragen worden, die nun zu tragbaren Bäumen erwachsen sind. Diejenigen Bäume hingegen, die von Kernen aufgegangen und erzogen worden, wenn auch der Saamen wirklich von zahmen Früchten hergenommen wäre, heißen dennoch Wildlinge, und dieses in so lange, Was ein zahmer Obstbaum sey.

bis

bis auf solche die nämliche Uebertragung mit Fruchtzweigen von einem gezähmten Baume, geschehen ist.

Es ist jedoch nicht platterdings nothwendig, daß alle fruchttragende Obstbäume in einem Baumgarten gebelzt oder gepfropft seyn müßen. Es ist auch nicht eines jeden Baums Eigenschaft und Art, daß diese Operation sich an ihm durch menschliche Kunst ausüben läßt. Die gemeinsten Bäume, die diese Operation am liebsten annehmen, und zum glücklichsten ausstehen, sind die Aepfel- und Birnbäume, die Quitten, Pfersinge, Marillen, Mandeln, Mispeln, alle Arten von Kirschen, und jede Gattung von Zwespen, und Pflaumen, die Maulbeere u. s. w.

Verschiedene Benenungen des Obstes.

Ob zwar die Obstbäume meistens und durchgehends, ein jeder nach seiner Art, ihre Kerne und Saamen tragen: so werden solche dennoch nach den Früchten, und deren Saamen, mit besondern Namen belegt, nämlich: Kernobst,

Fleisch-

Fleischobst, Steinobst und Beerenobst. Das Kernobst ist jenes, von dem nur der Kern, und sonst nichts, nießbar ist; wie z. B. die vielerley Gattungen wälsche Nüsse, die Geschlechter der Haselnüße, Mandeln, Kastanien, u. a. m.

Unter dem Namen Fleischobst werden die Aepfel überhaupt, die verschiedenen Sorten von Biernen, Quitten, Feigen, und alle die Früchte verstanden, die zwar Saamen und Kerne, aber keine eigentlichen Steinkerne führen. Dahingegen aber werden die Pfersinge, Marillen, Zwespen, alle Arten Pflaumen, Kirschen, Mispeln, Lazarolli, Aschitzen, Tänteln, und sehr viel andere Gattungen, Steinobst genennet. Das Beerenobst ist jenes, welches sammt Fleisch und Kernen genossen wird, z. B. die Maulbeeren, Himbern, Johannsbeeren oder Ribisel, Stachelbeeren, Weintrauben, und dergleichen.

Ein großer Obstgarten, der in einem vollzähligen Stande erhalten Baumschulen.

werden, und keine Lücken in seinen Reihen haben soll, erfordert allerdings zwo Baumschulen; die eine zur Erziehung der Wildlinge aus Kernen, und die andere um eben diese Wildlinge, nachdem sie 3. oder 4. Jahre in der ersten Baumschule gestanden sind, in die zweyte zu übersetzen, in welcher dieselben nachher, wenn sie sich genugsam eingewurzelt haben, gebelzt oder oculiret werden können.

Der Grund, in welchen die Kerne zu den Wildlingen eingelegt werden, soll in seiner Art schlechter seyn, als der, in den sie hernach zum Belzen oder Oculiren versetzet werden. Desgleichen muß dieser leztere abermal schlechter seyn, als der Gartengrund selbst ist, damit die jungen Bäume, so zu sagen von ihrer Kindheit an, als wild an die rauhe Erde gewöhnt, und die untern Stämme desto dauerhafter werden. Es kommt ihnen nachher die Uebertragung aus ei-

nem rauhen in ein geschmeidiges Erdreich viel leichter an, als wenn sie aus einem zarten Boden in einen gröbern versetzet werden.

Das Pfropfen oder Belzen geschieht im Frühjahr, wann der Saft der Bäume in Bewegung ist, und kein Gefrier mehr zu besorgen steht; etwann im Februari bis Ende des Märzes, oder zu Anfang des Aprils. Auch könnte um diese Zeit oculiret werden, wiewohl solches später verschoben wird, damit sowohl die schlafenden, als wirklich treibenden Aeuglein gut anschlagen und bekleiben. Die schlafenden Aeuglein nenne ich die, welche noch hinter den Blättern in ihrer Hülle fest eingeschlossen sind; die treibenden aber jene, welche Mine machen, sich das nämliche Jahr aus ihren Windeln zu entwickeln.

Wann und wie das Pfropfe geschehe solle.

Beym Pfropfen werden die trächtigen Reißer, welche dazu gebraucht werden sollen, etwa zwey gute Zoll unter dem Ringe (in welchem eigentlich die Zubereitung

der Säfte, die der Baumfrucht zugeführt werden müssen, geschieht) abgeschnitten. Das Vorurtheil, daß solche abgebrochen werden sollen, hat ziemlich nachgelassen, indem man hat einsehen gelernet, daß durch das Abbrechen die Saftröhren unendlichmal mehr zerrissen, und in das Weite unbrauchbarer gemacht werden, als durch den Schnitt. Die Propfreißer werden an zwoen Seiten gegen dem inwendigen Kern zugespitzet, so daß das Pfropfreiß an der einen, nämlich an der Rückenseite, seine Rinde unverlezt behält, die beyden Seitenflächen aber, durch das Beschneiden, in eine Spitze zusammen treffen, und der zugespitzte Stamm des Pfropfreißes ein Dreyeck vorstellet. Oben wird zu beyden Seiten, wie auch einwärts der scharfen Seiten am Pfropfreiß, ein Absatz eingeschnitten, welcher auf der Plattte des Stamms genau aufsitzen muß. Es wird sodann derjenige Stamm, welcher gebelzt wer-

werden soll, in beliebiger Höhe (ein Schuh hoch über die Erde wird für das Beßte gehalten) mit der Baumsäge platt abgeschnitten, und mit dem Gartenmesser in der Mitte bis 1. Zoll tief gespaltet. Die Pfropfreißer werden also in diese Spalte, jedoch so eingesezt, daß die zugespitzten Flächen einwärts, der Rucken aber, an dem sich die Rinde befindet, auswärts kömmt; und dieses mit solcher Genauigkeit, daß die Rinde des Pfropfreißes mit der Rinde des Stammes in einer Gleichheit, der Ring an dem Pfropfreiße aber beynahe an dem Stamme aufstehet. — Allein, die Art zu Pfropfen wird einem Bauernjünglinge viel begreiflicher vorkommen, wenn er ein oder etlichemal pfropfen sieht, als wenn man ihm eine noch weitläufigere wörtliche Erklärung davon machete.

Das Oculiren oder Aeuglen, heißt, wenn die sogenannten Tragknospen, sammt einem dreyeckigten Schildlein Rinde, etwa in der Grö-

Wie das Oculiren zugeht.

Größe eines Fingernagels, von einem fruchtbringenden Zweige abgelöst, und in eine eben solche Oeffnung in die Rinde des gegenseitigen Astes oder an dem zu oculirenden Stamme eingesetzt werden. Diese Oeffnung muß genau nach der Größe des Schildleins ausgegeschnitten seyn, damit die Rinde überall aneinander anpasset, und sich aufs leichteste miteinander vereinigen kann.

Einige halten für besser, daß an dem Stamme, welcher oculirt werden soll, die Rinde nicht ausgeschnitten, sondern nach der Breite des Schildleins ein Zwerchschnitt, und nach der Höhe desselben, ein gerader Schnitt durch die Rinde bis zum Zwerchschnitte, in der Figur eines umgekehrten lateinischen ⊥ gemacht werden solle. Die zwey Lefzen an den Seiten des geraden Schnitts, werden sodann losgelöset, und das Schildlein unter solche hinein geschoben, doch so, daß solches mit seinem untern Schnitte auf der Rinde des Zwerchschnitts

schnitts genau aufstehet; und sodann gehörig verbunden.

Es giebt noch verschiedene Manieren, wie die Bäume oder Zweige von zweyerley Stämmen vereiniget werden können; sie sind aber hier zu Lande nicht sonderlich üblich. Das Schäften geschieht mit zween gleich dicken Bäumlein. Das untere oder wilde wird nach beliebiger Höhe ober der Erde abgeschnitten, und sodann von unten aufwärts, zwey Zoll hoch, schief gegen die Rinde der andern Seite eingeschnitten, so daß es dem Mundstücke einer Flöte ähnlich siehet. Ein gleiches geschieht mit dem Bäumlein, welches an dieses geschäftet werden soll. Beyde diese schief zugeschnittenen Platten werden dicht aneinander gelegt, wobey acht gegeben werden muß, daß die Ränder der Rinden sich berühren, und genau zusammenpassen. Hierauf wird der Ritz umher mit Baumwachs verschmieret, und beede Theile fest zusammen ver-

Vom Schäften der Bäume.

bunden, der Baum mit einer Stange wider die Beschädigung des Windes versehen, und somit seinem Zusammenwachsen überlaßen.

Auf was Art das Absäugen geschieht.

Das Absäugen geschieht, wenn von einem zahmen Baume ein Zweig auf einen wilden Stammen gelenkt wird. Der Wildstamm wird so hoch geschnitten, als es der Ast an dem zahmen Baum, seiner Höhe nach verlangt, damit solcher gemächlich gegen solchen gelenket werden kann. Der Wildstamm wird eben auf die Art gespalten, als ob er gepfropft werden sollte. Der Zweig von dem Zahmen wird wie ein Pfropfreiß, jedoch nur bis zu der Hälfte der Dicke zugeschnitten, damit der Saft von der Mutter ungehindert circuliren möge. Der Absatz muß dahier an dem Aste oben eingeschnitten, und mit seinem Einschnitte, in den Einschnitt des wilden Stamms gelegt werden, daß die Rinden an allen Seiten genau anliegen; welches demnächst verbunden, und mit Baumwachs verwah-

wahret wird. Sind endlich diese beyden Stücke, Stamm und Ast, genugsam zusammengewachsen: so wird der Zahme an dem Orte, wo das Einlegen geschehen, abgeschnitten, und von seinem Mutterstamme getrennet. Dieses Absäugen geschieht am bequemsten, wenn einer dieser Bäume in einem Geschirre steht, damit man denselben wenden, und richten kann, wie es nöthig ist. Alle übrigen angeblichen Kunststücke, als da sind: Löcher bohren, Aeste oder Reben von andern Gewächsen durchziehen, und darinn verwachsen lassen, das Röhrlen u. s. w. taugen nichts, und sind vielmehr Schwärmereyen, als wahre Wirthschaft.

Sowohl zu dem Belzen als Aeuglen, Schäften und Absäugen müssen allerdings die nämlichen Geschlechtsarten zur Vereinigung genommen, und die natürliche Ordnung beybehalten werden, wenn auf einen schlechtern Stamm bessere Fruchtzweige gepflanzet wer- Auf einen Stamm soll nur einerley Obst gepfropft werden.

den sollen. Der Vorwitz, verschiedene Gattungen von Früchten auf einem und eben demselben Baum zu sehen, ist eine Eitelkeit; denn in ein paar Jahren ist der Baum zu Grunde, und die Kuriosität hat ein Ende. Zur Verbesserung des Obstes sollen also die nämlichen Geschlechtsarten gewählt werden, wenn der Baum dauerhaft bleiben soll. Ja es sollte sogar auf die Rinde, den Saft, Wuchs, Stärke, und Größe beyderley Bäume, die Aufmerksamkeit genommen werden, wenn man will, daß die Operation gut anschlage.

Das Belzen der Aepfelreißer auf Quittenäpfelstämme geht zwar recht gut und leicht von statten: aber in einer Zeit von 6. oder 8. Jahren ist das Pfropfreiß um ein merkliches dicker, als der Stamm selbst. Dieser nimmt nachher wenig mehr zu, weil er alle seine Säfte dem jungen Apfelbaume zuschicken muß; er schmachtet, und stirbt. Ein gleiches geschieht mit

den Birnzweigen, die auf Quitten-birnbäume gebelzet sind. Und nicht anderst ergeht es den Mispeln, wenn man solche auf Weißdorn impfet. Es könnten noch mehrere solcher Beyspiele angeführet werden, die durch die Erfahrung bestätiget sind, wenn es nöthig wäre.

Zubereitung des Baumwachses

Das Wundpflaster, oder das sogenannte Baumwachs, dessen man sich bey den erstbeschriebenen Operationen der Bäume bedienet, besteht aus zerlassenem Wachse, Harz, Terpentin, Letten oder Thon und einem mit diesem leztern gleichen Theile frischen Kühkoths. Die ersten harzigten Ingredienzen, werden in einem Geschirre auf Kohlfeuer zerlassen, der Letten und Kühkoth aber darunter vermischt und umgerührt, bis es zu einer dicken Salbe geworden ist. Dem puren Wachse, Harz und Terpentin würden die Wespen, Hummeln, und Bienen sehr nachstellen, solches von den Bäumen ablösen,

in

in ihre Behälter tragen, und die Baumwunden blos lassen.

Wann die Bäume versetzt werden sollen.

Die Bäume werden entweder im Frühjahre, ehe der Saft noch in Bewegung kömmt, oder im Herbste, wann sie ihre Blätter abgeworfen haben, aus der Pflanzschule, wo sie gepfropft worden, in die Obstgärten versetzet. Jedoch ist es besser, wenn solches im Herbste geschieht, als im Frühjahre. Die Wurzeln gewinnen durch den Winter Zeit genug, sich in ihre ordentliche Lage zu richten, und mit der Erde zu verbinden, damit sie im Frühlinge desto eher bekleiben, und nicht lange so schmachten dürfen, ehe sie Zweige treiben können.

Große Bäume müssen im Winter versetzet, und mit ganzen Ballen Erde ausgehoben werden. Wie dieses geschehen solle, und wie überhaupt mit den Obstbäumen umzugehen, das Obst abzunehmen, ans Geld zu bringen, oder zur Hauswirthschaft anzuwenden ist,

sol-

solches habe ich in meinem vielmahl erwähnten österreichischen Land- und Hauswirthschaftskalender, deutlich und ausführlich beschrieben, wohin ich also die Lehrer der Landjugend verweise.

§. 3.

Von Erziehung der wilden Bäume.

Nachdem wir alles Nöthige zu den Obstbäumen erinnert und angezeigt haben: wird nicht undienlich seyn, den Landmann auch mit den wilden oder Waldbäumen etwas genauer bekannt zu machen. Denn hierzu ermahnet einen jeden der von Tag zu Tag mehr einreißende Holzmangel, und der mit diesem zugleich höher ansteigende Preis desselben. Fast ein jeder Landwirth findet auf seinen eigenthümlichen Grundstücken allenthalben leere Plätze, wo er, ohne den geringsten Schaden seiner Feld- und Gartenfrüchte, Brennholzbäume hinpflanzen könnte und sollte; Pflanzung der wilden Bäume ist nicht zu versäumen.

nur fehlt ihm die einzige Anweisung dazu.

Die Forst- und Waldjäger, womit fast ein jedes Dorf versehen ist, wären freylich die schicklichsten, dem Landmanne derselben Ortschaft die beste Handleitung zu geben, welche Gattung Bäume, oder Holz, diesem oder jenem Boden am gemäßesten wäre. Allein, ihr ganzes Ziel war bisher nur dahin gerichtet, wie sie jagd- und hirschgerechte Jäger, keines weegs aber, wie sie forstgerechte Jäger, zur Aufnahme des so höchst nöthigen Brenn- und Bauholzes, werden möchten. Wir hoffen aber, daß auch dieses dem ganzen Staate so schädliche Vorurtheil, unter dermaliger allerhöchsten Regierung und Vorsicht, auf bessere Weege wird gelenket werden.

Indessen will ich dahier nur eine kurze Anleitung als eine Zugabe mit beyfügen, und nur so viel erörtern, was für eine Art Boden jede Gattung von denjenigen Wald-

bäu-

bäumen erfordert, die dem Landmann sein nöthiges Brennholz abliefern helfen sollen. Die Eiche, als die Königinn unserer Waldbäume, kömmt fast in einem jeglichen Boden, nur in keinem Sand oder Kießgrunde, gut fort. Den Platz, wo die Eicheln gesteckt worden, soll der Landmann, das 1te und 2te Jahr, mit Haber oder Haidekorn besäen, damit die Eichenpflanze von dieser schnell wachsenden Frucht Schatten und Kühle bey heißer Witterung erhält. Das dritte Jahr ist diese Vorsicht unnöthig. Ein solcher Fleck Erde, wo dergleichen Pflanzen von Waldgehölze erzogen werden, muß vor allem Viehtriebe gänzlich gesichert seyn. Wo u. wie die Eichen zu pflanzē.

Die Buche wächst am liebsten im laimigten Boden; wiewohl ihr auch der Sand- und Kießgrund nicht zuwider ist. Im thonigten Boden, wenn sich eine Vermischung von einer andern Erde unter demselben befindet, wachsen die Buchen in einer erstaunlichen Höhe und Wo Buchē, Birken u. Linden zu pflanzē.

Dicke.

Dicke. Der Birke schlägt jeder Boden gut an; denn man sieht solche auf dürren Sandhügeln, und eben sowohl in der Tiefe, besonders an Flüßen, prächtig heranwachsen. Die Linde wird fast in einem jeden Dorfe gepflanzt; mithin sieht der Landmann ohnehin, welcher Grund ihr am beßten bekömmt.

Von dē übrigen Holzarten. Die Aspen, Eschen, Rusten, welche leztern auch, aber mit Unrecht, Ulmen oder Ilmen genennt werden; der Ahorn, die weißen und schwarzen Pappelbäume (welche die eigentlichen Ulmen sind) die Weiden, Felber und Erlen, verlangen einen feuchten Grund. Denn in diesen wachsen sie frech und keck fort, in einem andern Boden aber würden sie eine lange Zeit schmachten, und nicht von der Stelle rücken.

Die sogenannten Nadel- Tangel- oder Schwarzhölzer, sind diejenigen, welche Harz führen; wollen einen sandigen, kießigen oder

tro-

trockenen Boden; jedoch kommt die Fichte in einem feuchten ebenfalls sehr gut fort.

Dieser Zweck wird durch die im Begriffe stehende Zertheilung der Hutweiden von dem Landmanne um so viel leichter zu erreichen seyn, weil er dadurch außer allem Zweifel ein hinlängliches Stuck Erdreich gewinnen wird, auf dem er gewißlich die eine oder andere Gattung von Holzarten wird anpflanzen können, wofern er fleißig seyn will. Wird also nicht ein rechtschaffener Landwirth seiner Wirthschaft, im Ganzen genommen, das Ansehen eines kleinen Ritterguts zu geben im Stande seyn; wenn er, auf seinen eigenen Grundstücken, seinen Feldbau, Wieswachs, Gärten und Weinberge, und endlich auch seinen eigenen Wald anlegen und errichten kann?

Zehntes Kapitel.
Von den Weinbergen.

Ueber diesen wichtigen Gegenstand, womit wir den Beschluß des gegenwärtigen Werkleins machen, wäre zwar vielmehr zu sagen, als wir davon sagen werden. Es wird aber vermuthlich dasjenige, was hier noch abgehen dürfte, durch eine für das Jahr 1770. wiederholt ausgeschriebene Preisschrift und deren Bekanntmachung, richtig ersetzet werden. Der Innhalt derselben ist dieser „ wie nämlich dem in „ Niederösterreich zum Theil in „ Verfall gerathenen Weinbaue, „ in genauester Rucksicht auf die „ Lage der Gebirge, dann des „ Grundes und Bodens, am wirk- „ samsten wieder aufzuhelfen; und „ die beßten Gattungen der Reben „ am zahlreichesten und zum wirth- „ schaftlichsten, ohne Schmäle- „ rung des Ackerbaues und der „ Viehzucht, erzogen und vermeh- „ ret werden können. u. s. w.

Die-

Diesen sind noch folgende Fragen angehängt:

„ Warum selbst die in den beßten
„ Gebirgen liegenden Weingärten
„ meistens in die Verödung ge-
„ kommen, und in ihrem Preise
„ so beträchtlich gefallen sind?
„ ob der Unfleiß des Hauers, oder
„ Vorurtheilungen, oder was
„ sonst daran Schuld sey? Wie
„ beyden diesen Uebeln abzuhelfen
„ und vorzubeugen sey? Ob die
„ hierlandes so sehr überhand neh-
„ mende Anpflanzung anderer
„ Dinge, als des Weinstockes, in
„ den Weingebirgen, nachtheilig sey
„ oder nicht? was für Gattungen
„ der Reben anzupflanzen am vor-
„ träglichsten sey? ob zur Zube-
„ reitung des Mostes nicht eine
„ besondere Anweisung gegeben
„ werden könnte? und ob endlich
„ es vielleicht nicht am vorträglich-
„ sten wäre, den Bergherrn und
„ Bergrichtern eine allgemeine
„ Vorschrift zu verfassen?

Da ich also der ungezweifelten Hoffnung lebe, daß auf die Preisfrage, von einsehenden Kennern des Weinbaues solche Schriften eingehen werden, die ein vollständiges Lehrgebäude in dieser Art enthalten: so werde ich mich allhier auch damit begnügen, die Anbauung und Wartung des Weins nur mit wenigen zu berühren, und das übrige den Landmann von den erstgedachten Preisschriften erwarten zu lassen.

Der Wein liebt nur die Hügel.

Schon das Wort Weinberg, deutet genugsam an, daß der Wein nicht in der Ebene, wo der Pflug arbeiten kann, sondern an abhängenden Anhöhen, Hügeln und Bergen angepflanzet werden solle. Denn alle Arbeiten, deren der Weinbau bedarf, müssen mit Handinstrumenten verrichtet werden; und die Natur der Reben selbst erheischt es, daß für sie eine abhängende Lage gewählet werde.

Und keine Ebene.

Die Weingärten in der Ebene sind der Nässe, den Reifen und mehr andern Ungelegenheiten, die so-

sowohl dem Stock als dem Wein schaden, weit mehr ausgesezt, als jene, die an Hügeln oder Bergen angelegt sind. Die Nebel und Dünste, die im Frühlinge, besonders im May, über der Erde hinstreichen, und sich wegen ihrer Schwere nicht in die Luft erheben können, bleiben in den niedern Weingärten an den zarten Sprossen und Blättern hangen; und der kalte Nordwind verwandelt diese dünne Feuchte, gegen den Anbruch des Tages, in Eis. Dieses ist es, was wir hernach den Reif nennen, welcher für dasselbe Jahr, und oft noch länger, den Weinstock verderbt. So sind auch die Weine selbst, die in der Niedere wachsen, weichlich, und von keiner langen Dauer.

Die Lage der Gebirge, wo die Weingärten angelegt werden sollen, muß also beschaffen seyn, daß sie mit der einen Seitenfläche gegen Mittag und Abend sieht, mit der Ruckenseite aber sich gegen Mor-

Wo und wie Weingärten anzulegen.

Morgen und Mitternacht wendet. Diese leztere Seite, so wie auch die Gipfel der Berge, könnten mit Tangel- oder Harzholze bewachsen seyn, damit die scharfen Winde sich an denselben brechen, und ohne Schaden über den Weinbergen weggehen. Das Laubholz hat eine starke Ausdünstung, und erzeugt Nebel, welche, wann sie sich senken, auf die Weinsprossen fallen, und bey kühlen Nächten, wie oben gesagt, in Reif verwandelt werden. Das nämliche ist auch aus nahe liegenden Seen, Sümpfen und Morästen zu befahren.

Verschiedenheit ihres Grundes.

Vor dem Aussetzen der Weinreben hat der Landwirth den Grund genau zu untersuchen, ob die Erde diejenige Vermischung hat, deren ein gedeihlicher Weinbau bedarf. Leichte Erde bringt zwar einen angenehmen zarten Wein, der aber weichlich bleibt. Schwerer Grund giebt einen frischen starken Wein. Ist aber die eine oder andere Erdart zu einfach, so wird der Wein

von

von dem zu leichten Grunde unschmackhaft, der in dem allzustrengen Boden aber herbe und sauer.

Die Erde zum Vermischen erhält man, wenn man nahe an einem großen Steinstücke, welches aus der Erde hervorsieht, weite Gruben gräbt, und in dieselben die Steinstücke mit Hebzeugen hinüber stürzt. Ein Theil der ausgegrabenen Erde wird sodann zur Ausfüllung des Lochs, der übrige Theil aber zur Vermischung der Erde verwendet. Ich setze hiebey voraus, daß der Grund nicht felsenartig ist, wo sich ohnehin keine Weinberge anlegen lassen. Wäre aber der Grund von einer mürben Steinart, die sich leicht zerbröckeln läßt: so wäre solcher sowohl für den Stock, als für den Wein selbst, desto vortrefflicher.

Da sich der Wein aus der Beschaffenheit der Erde, worin er gewachsen ist, beurtheilen läßt: so darf der Landwirth nur einen in der Nähe liegenden Weinberg, der im

Wie ein schlechter Weinberg zu verbessern,

im Flor stehet, besichtigen, und dessen Erde mit derjenigen, die er zu bepflanzen gedenket, vergleichen, um daraus zu ermessen, wie nahe sie sich einander in der Aehnlichkeit ihrer Bestandtheile kommen. Eine gleiche Beobachtung hat der Landmann auch mit den Weinstöcken eines solchen Berges zu machen, damit er wisse, welche Art von Reben darin gut fortkömmt, und die beßten Trauben bringt.

Aus- wahl der Reben.

Der weiße Wein hat in Oesterreich den Vorzug vor dem rothen. Denn jener ist von einer längern Dauer, und findet mehrere Käufer; wiewohl auch dem rothen sein gebührendes Lob, und richtiger Werth, nicht abgesprochen werden kann. Es beruhet demnach nur auf der Willkuhr des Landwirthes, mit welcher Gattung Reben er seinen angehenden Weinberg besetzen will; wenn er nur, wie ich erst erinnert habe, unter beyden Gattungen die beßte wählet. Diese wird er erhalten, wenn er sich die

guten Sorten bekannt macht, und solche selbst aussuchet, nicht aber durch fremde und gedungene Hauer beyschaffen läßt. Denn diese begnügen sich nur damit, die anverlangte Zahl zu liefern, und sind übrigens wenig bekümmert, ob die Reben von guter oder schlechter Traubenart sind.

Sturzreben, wie auch das Vorschlage, sind zu verwerfen.

Dem Gebrauche unserer mehrsten Weinhauer, die zum Versetzen zugeschnittenen Weinreben, welche 2½. Schuh lang seyn sollen, buschenweise in eine Grube mit Wasser zu stürzen, und darin die Aeuglein Wurzeln treiben zu lassen, die nachher Sturzreben genennt werden, gebühret kein sonderlicher Beyfall. Eben so wenig ist das zum Vorschlag setzen den Landwirthen anzurathen. Vielmehr sind diese beeden Gebräuche zu verwerfen.

Die Reben, welche in die Gruben mit Wasser eingestürzt werden, können keine andern, als gezwungene, weiche und wässerichte Zä-

sern oder Wurzeln hervortreiben. Werden nun solche wieder in die Erde versetzt; so ist ihre Kraft viel zu schwach, als daß sie in dieselbe eindringen, und sich mit ihr verbinden können. Es dürfen also bey dem Aussetzen im Frühlinge, nur die Regen eine Zeitlang ausbleiben: so kann nichts anders erfolgen, als daß der halbe Theil dieser neu ausgesetzten Reben zu Grunde gehen muß; daß also Geld, Zeit und Arbeit verlohren sind.

Nicht minder nachtheilig ist es dem Landmanne, auf den Vorschlag zu setzen. Die eingebildete Ersparniß, die er dabey zu erhalten glaubt, besteht in dem halben Theile der Einsetzreben, indem die Gräften zu diesen neuen Reben so weit voneinander geordnet werden, daß zwischen zweyen jedesmal ein Raum für die dritte leer bleibt. Wann nun nach 3., oft erst nach 4 Jahren, die neu ausgesetzten Reben sich genugsam bewurzelt, und das zum Vorschlagen taugliche Holz

ge=

getrieben haben: so werden in die leer gelassenen Zwischenräume eben solche Gruben, wie bey den ersten, gegraben, und die jungen Stöcke mit ihren Reben hinübergebogen, vertheilt, und reihenweise auseinander verlegt, und mit der ausgegrabenen Erde bedeckt, damit die zukünftigen Stöcke heranwachsen können. An dem Mutterstocke wird nur eine einzige, gar selten zwo Reben, über sich in die Höhe gerichtet, die ebenfalls zu beständigen Weinstöcken erwachsen müssen.

Solchergestalt sieht man also einen auf den Vorschlag gesetzten Weinberg, nach 3. oder 4. Jahren, da er schon Hoffnung zum Tragen gab, wieder durchaus mit jungen zarten Rebenspitzen überdeckt, die um so viele Zeit später tragen werden; wobey also wenigstens zwey und mehrere Jahre verlohren gehen.

Nothwendigkeit und Nutzen einer Pflanzrebenschule.

Diesen Unkömmlichkeiten, welche die Früchte eines übel verstandenen Sparens sind, abzuhelfen,

und

und die neuen Weinberge gleich anfänglich in einen vollzähligen Stand zu richten, sollte der Landmann eine Art Pflanzschule zu Setzreben unterhalten, welche in einem Garten, oder sonst eingeschlossenen Platz seyn kann. Allhier wären diese ausgesuchten Reben in eigents dazu verfertigte Gräblein 1½ Schuh tief, und eine Spanne voneinander im Herbste einzusetzen, wo denenselben im künftigen Frühjahre und Sommer, in Ermanglung des Regens, mit Begießen zu Hilfe gekommen werden müßte. Es ist leicht begreiflich, daß Wurzeln, welche sich natürlich in der Erde bilden, unendlichmal dauerhafter werden müßen, als jene, die in den Gruben mit Wasser durch die Nässe herausgezwungen werden. Und ein jeder Wirthschaftskündige wird hieraus erkennen, daß bey der Bepflanzung neuer Weinberge, weder die Sturzreben, noch das Vorschlagen jemals anzurathen, vielmehr aber daß eigentliche Pflanzschu-

schulen hierzu errichtet werden sollten.

Wann und wie die Reben fortzupflanzẽ.

Das Aussetzen der Reben zu einem neuen Weinberge sowohl, als zum Ausbessern der alten, geschieht am sichersten im Herbste, und soll damit solang fortgefahren werden, als sich die Erde ohne Hinderniß des Frostes bearbeiten läßt. Die jungen Reben müssen auf einen lockern Grund zu stehen kommen, damit die unter sich bohrenden Wurzeln keinen Widerstand finden, sich in die Tiefe einzusenken. Es sollen also die Gräften wenigstens 2. Schuh tief gegraben, die Reben aber nur $1\frac{1}{2}$ Schuh tief, und $2\frac{1}{2}$ Schuh weit, und dieses reihenweis, durch die Quere des Weinbergs eingesetzet werden. Wann die Erde eine stehende Hand hoch an den Wurzeln anliegt, so wird ein gut verfaulter fetter Mist über diese Erde hergebreitet, und dieser abermal mit einem Theil der ausgegrabenen Erde bedecket. Es versteht sich von sich

selbst,

selbst, daß den Wurzeln die feinste und beßte Erde gegeben, die schlechtere aber auf der Seite behalten wird.

Das reihenweise Setzen hat sehr viele Bequemlichkeiten. Die Stöcke können erstlich besser und gemächlicher bearbeitet werden. Die Trauben werden nicht so leicht abgestossen; die Pfäle oder Weinstecken werden unter der Bearbeitung weniger gedruckt, und abgebrochen: die Luft kann jedem Stocke gleich durchaus besser beykommen, und die Sonne mit gleicher Kraft darauf wirken.

Die Art und Weise, wie die jungen Weinberge, in Ansehung der Ordnung, angelegt werden sollen: hierzu könnten die Weingebirge in Niederösterreich, auf der linken Seite der Donau, im Viertel Untermanhartsberg, vielen Weinländern zum Muster dienen. Denn an der Schönheit und Gleichförmigkeit ihrer Reihen, Gänge und Brücken ist nicht das allergering-

ringste auszustellen: dahingegen aber herrschet an dem rechten Ufer der Donau, in dem Viertel Unterwienerwald, noch viele Unordnung. Die Weinstöcke in den meisten dieser vortrefflichen Gebirge, stehen ohne alle Regelmäßigkeit, und ganz verworren untereinander.

Dieser so merkliche Unterschied kann wohl aus einer uralten Gewohnheit herrühren, und mag vielleicht den ersten Stiftern des diesseitigen Weinbaues an besserm Unterricht ermangelt haben; da indessen jene auf der andern Seite einen erfahrnen Anführer gehabt haben können. Der Bauer kommt niemal weit von seinem Dorfe und seinen Grundstücken weg; und wäre dieses auch nicht, so geht doch immer das für seinen angewöhnten Schlendrian gefaßte Vorurtheil mit ihm aus, und kehrt wieder mit ihm zurück, ohne auf die Verbesserung eines wirthschaftlichen Gegenstandes zu gedenken: nur ist ihm das Nachahmen alsdann eigen,

wann

wann er sieht, daß es ihm augenscheinlichen Nutzen bringt.

§. 1.

Von Bearbeitung des Weinstockes.

Das Hauen und Bearbeiten der Erde, sowohl in den neuen als alten Weinbergen, scheint mit dem Beurbaren der Getraidfelder in einer ziemlichen Aehnlichkeit zu stehen; welche auch unsern österreichischen Weinhauern ganz genau bekannt ist. Nur wäre auch zu wünschen, daß die Bearbeitungen der Weingebirge also geschehen möchten, wie es eigentlich seyn sollte und könnte; denn hierauf kömmt sehr vieles, so wohl in Ansehung der Menge als der Güte des Weins, an.

Das erste Hauen

Das erste, oder sogenannte Fastenhauen, welches gegen Ende des Märzen, oder im April geschieht, ist mit der ersten Brache der Kornfelder zu vergleichen. Dieses Hauen soll tief geschehen, und die Erdschrol-

schroffen dabey so klein zerschlagen und zermalmet werden, als möglich ist. Zuweilen wird bey diesem Hauen, wenn es der vorherige Herbst nicht mehr gestatten wollte, der Weinberg zugleich gemistet; wovon ich erst noch reden werde.

Das sogenannte Jäthauen im Monate May, hat seine Aehnlichkeit mit dem Wenden oder zweyten Ackern der Brachfelder. Dieses Hauen ist für den Weinstock von großer Wichtigkeit; denn es geschieht solches nicht nur, um das Unkraut aus dem Weinberge zu vertilgen; sondern auch, damit der Weinstock selbst von den schädlichen und unnützen Nebentrieben und Schößlingen, die man Gabler nennet, gereiniget und gleichsam ausgejätet wird. Das zweyte.

Diese Nebenschößlinge, welche endlich die Gabler werden, entstehen daher, wenn dem Weinstocke in einigen Jahren nicht gehörig nachgesehen, noch die Erde bis zu der Brucke, oder der zu unterst lie- Woher die Gabler entstehen.

genden Hauptwurzel, weggeräumt wird, damit die zwischen dieser Wurzel und der obern Erdfläche herausgetriebenen Zasern weggeputzt und abgeschnitten werden können. Denn durch diese Fahrläßigkeit geschieht es, daß solche Zasern zu förmlichen Wurzeln anwachsen, welche nachher über die Hauptwurzel die Oberhand gewinnen, solcher alle Nahrungssäfte entziehen, und selbe zum Erkranken, und endlich zum Sterben bringen, daß sie verfaulen und in die Verwesung gehen muß.

Wie dieselbe zu vermeiden und auszureuten.

Der Landwirth, oder diejenigen Bergherren, welche dergleichen Schößlinge oder Gabler in ihren Weingebirgen wahrnehmen, dürfen nur diese Untersuchung anstellen; so werden sie die Ursache also befinden, wie ich solche dahier angebe. Hieraus erhellet demnach von selbst, wie sehr und mit welcher Sorgfalt dem Gesinde oder den gedungenen Weinhauern nachzusehen ist, ob bey diesem Jäthauen

die

die Stöcke, von oben bis zur Brucke hinab, von allen Zasern und Seitenwurzeln gereiniget worden sind. So muß auch der Hauswirth, sowohl bey diesem als dem künftigen Hauen, seinem Gesinde oder Lohnhauern anbefehlen, auf die jungen Blätter an den Weinstöcken aufmerksam zu seyn, ob deren keine wie zusammengerollt aussehen. Wenn sie deren bemerken, so müßen dieselben abgeschnitten, keineswegs aber abgerissen, und zu Haus im Feuer verbrennet werden. Maßen in solchen die Eyer, manchmal schon die ausgekrochenen jungen Würme oder Käfer, eingewickelt sind, die der Landmann die Wein- oder Traubenstecher nennet, welche, wenn sie Ueberhand nehmen, eine gräuliche Verwüstung unter den Trauben anrichten. Die Stiele der Trauben, die sie anstechen, verdorren, und die Weinbeere, zwischen welchen sie sich aufhalten, werden höchst ungesund, und be-

kommen den allerübelsten Geschmack.

Das dritte Hauen. Das Scheerhauen im Monat Julii, steht mit dem Rühren der Brachäcker im Verhältniße, und geschieht zu dem Ende, daß das Unkraut vertilget, und die Erde um die Weinstöcke aufgelüftet wird, damit Luft und Sonne desto besser in den Boden wirken können.

Das vierte Hauen. Endlich ist noch das sobenamte Bandhauen übrig, welches gegen Ende des Augusts, oder zu Anfang des Septembers vorgenommen wird, und könnte solches mit dem Saatackern zum Wintergetraide in Vergleichung kommen. Dieses Hauen hat seinen Namen daher, weil das lezte Anbinden der Reben zugleich mit geschieht, und nun die ober den Weinstecken in die Höhe ragenden Rebengipfel abgeschnitten werden. Auch werden die überflüßigen Blätter, welche den Weintrauben die Sonnenstralen abhalten, ausgebrochen, und dem Nebel und Thau zu den Wein-

bee-

beeren der Zugang geöffnet; welches ihre Zeitigung befördert.

Dieses wären nun die Arbeiten im Weinberge, die mit der Haue, und schier um die Zeit geschehen, wann der Pflug im Winter- oder Brachfelde arbeitet. Das Einhauen des Mistes, das Grubenmachen, und Absenken der Reben geschieht zwar ebenfalls mit der Weinhaue; aber diese Arbeit ist nicht jährlich, sondern geschieht nur alsdann, wann der Weinberg dessen bedarf.

Das Düngen der Weinberge wird entweder im späten Herbste, nach dem Lesen und Ausziehen der Stecken, oder im Frühjahre bey dem Fastenhauen, unternommen. Man hat hier so, wie bey den Feldern, auf die Art des Bodens, und des mit demselben zu vermischenden Dungs zu sehen. Der leichte Grund bedarf eines wohl verfaulten speckigten Rinds- und Schweinmistes; da hingegen der schwere einen ebenfalls gut verfaul-

Wann und wie der Weinberg zu düngen.

ten Schaf- oder Pferddung erfordert. Die Weinberge sollen nur mäßig, und nicht überflüßig, gedünget werden, welches in 3. oder 4. Jahren nur einmal geschieht. Damit man aber einiges Verhältniß wisse, wie viel einem Stocke gegeben werden kann, so rechnet man zu sechs Stöcken eine Butte voll Mist, wie solche eine erwachsene Person auf dem Rücken trägt.

Bey dem Einhauen des Dunges muß die Vorsicht gebraucht werden, daß der Mist die Wurzeln nicht berühret; der Wein wird sonst herb und unschmackhaft, und die Fäulniß der Weintrauben wird dadurch befördert. Es sollen also, bey dem Wegräumen der Erde von der sogenannten Brucke, wenigstens einer Zwerchhand, oder 4. Zoll hoch, Erde auf der Wurzel liegen bleiben; und auf diese Weise wird der Mist verbreitet, und mit der ausgehobenen Erde bedeckt.

Ergänzung der Stöcke durch das Grubenmachen.

Das Grubenmachen und Einsenken der Reben geschieht erst alsdann,

wann

wann sich Lücken in den Reihen der Weinstöcke im Weinberge befinden. Wo ein oder andere Stöcke fehlen, werden gegen der Seite der leeren Plätze tiefe Gruben gegraben, und ein diesem leeren Zwischenraume am nächsten stehender Weinstock, mit gesunden schönen Reben, ausersehen. Nahe an diesem Stocke wird ein Graben eingeschnitten, in welchen derselbe niedergebogen werden muß. Die Reben sammt diesem niedergebogenen Stocke, werden durch die eingehauenen Gruben zu dem Orte geleitet, wo der Abgang ist, und an der Ruckenwand zu Ende der Grube aufwärts gerichtet, wo ihnen alsdann die Spitzen ober der Erde abgeschnitten werden. Gegen dem Platz, den der neu niedergebogene Stock vorher ausfüllte, wird ebenfalls eine Rebe aufwärts gerichtet, die dessen Stelle wieder einnimmt, wie ich schon bey dem Vorschlagen der jungen Weinberge angeführet habe.

Item das Einsenken.

Das Einsenken oder Ablegen der Reben geschieht aus den nämlichen Ursachen. Wenn in der Zeile der Weinstöcke einer oder mehrere abgängig wären; so wird von dem nächsten Stocke gegen den leeren Platz ein Graben ausgestochen, der an dem Orte, wo die Rebe hingeleitet werden soll, sich etwas schief endet. An diesem Orte wird die eingensenkte Rebe ober sich gerichtet, und außer der Erde die hervorragende Spitze abgeschnitten, um sich zu einem Stocke zu formen. Der Graben wird mit Erde angefüllet; die Rebe bleibt an ihrer Mutter hangen, die dieselbe mit Nahrungssäften in so lange besorget, bis sich die Aeuglein an der Rebe in der Erde zu Wurzeln angewachsen, und sie sich durch ihre eigene Kraft erhalten kann. Nach zweyen Jahren wird eine solche Senkrebe von der Mutter abgelöst, und in der Erde, wo dieselbe in die Tiefe gebogen worden, weggeschnitten, weil sie nun für sich

einen

einen eigenen Stock vorstellen kann. Dieses Absenken, oder Einlegen, ist zwar in unsern Gegenden wenig bekannt; es ist aber dem gewöhnlichen Grubenmachen allemal vorzuziehen. Denn der Hauptstock bleibt, bey dieser lezten Art, in seiner Natur und Vollkommenheit; da er hingegen, bey der erstern, völlig unter die Erde vergraben werden muß.

Das Schneiden soll nicht zu frühe geschehē

Unter den übrigen Zwischenarbeiten, die in den Weingebirgen theils mit dem Messer und theils mit der Hand geschehen müssen, ist das erste das Schneiden. Dieses soll nie vor dem halben Märzen unternommen werden; unsere Lohnweinhauer, die öfters von mehreren Weinbergen die Arbeit in Bestand nehmen, als sie zu befördern vermögend sind, fangen schon im Februar an, die Weinstöcke zu schneiden. Das nachkommende Gefrör, welches niemand voraussehen kann, dringt in das frisch abgeschnittene Holz ein, und der

Saft der Reben friert zu Eis; wodurch also die stehen gebliebenen Augen an dem Rebenstumpfe ersterben, und zu Grunde gehen müssen.

Was dabey zu beobachte.

Bey dem Schneiden sollen an einem ausgewachsenen vollkommenen Stocke nur 3. Tragreben stehen bleiben; alle übrigen müssen auf dem sogenannten Hirn platt weggeschnitten, und kein Aeuglein gelassen werden. Von den dreyen Tragreben darf keine mehr als ein, höchstens zwey Augen zum künftigen Triebe behalten. Den Ort, wo der Abschnitt geschehen soll, muß sich der Winzer so wählen, daß er das Weinmesser da ansetzet, wo kein Aug zum Nachtreiben unterhalb stehet, damit der ausrinnende Saft der Rebe das stehen gebliebene Aug nicht ersäufen kann. Der Schnitt soll von unten aufwärts und schief geschehen, damit sich weder eine Feuchtigkeit darauf halten, noch eine Trockene senkrecht hineinziehen möge.

Alle

Vom Steckenschlage, und fleißige Jäten.

Alle übrigen Zwischenarbeiten sind zwar nothwendig, aber von keiner solchen Hauptwichtigkeit, als wie die bisher beschriebenen. Das Steckenschlagen geschieht, wann der Weinstock beginnt Ranken zu treiben. Das östere Jäten ist nöthig, weil das Unkraut die Erde entkräftet, die Feuchtigkeit in den Weinbergen erhält, und der Sonne und Luft den Weeg zum Weinstocke, und zu den Trauben versperret. Aus eben diesen Ursachen sollen keine blätterichten und Stängel treibenden Gartenpflanzen, als Kraut, Köhl, Kälraben, türkischer Waizen, und dergleichen, in einem tragenden Weinberge geduldet, und nur höchstens Wurzeln und Erdgewächse darin anzubauen gestattet werden. Wann die Stecken auszuziehen, wie solche zu verwahren, und wie die Stöcke in dem harten Winter vor der grimmigen Kälte zu versichern sind, alles dieses ist, nebst mehr andern, aus dem österreichischen

Land=

Land- und Hauswirthschaftskalender zu erlernen.

§. 2.
Vom Traubenlesen.

Was also noch erübriget, ist das Ablesen der Weintrauben, das Pressen oder Keltern derselben, und endlich wie mit dem davon erhaltenen Moste und Weine in den Kellern umzugehen ist. Diese Anmerkungen allein könnten eine beträchtliche Abhandlung ausmachen, wenn alles und jedes, was dahin gehöret, gebührend zergliedert und vorgetragen werden sollte. Gleichwie ich aber schon vorher gemeldet habe, daß wir ein solches von den eingehenden Wettschriften zu erhalten hoffen: also werde ich mich auch hier ganz kurz fassen, und nur das Nöthigste unserer lehrbegierigen Landjugend beyzubringen trachten.

Nöthige Reinigung der Mostgeschirre.

Von dem Traubenlesen ist allerdings erforderlich, daß die Bodingen zum Masch und Most; die Züber oder Schafeln; Butten,

Büt-

Bütteln und Amper; kurzum, alles hölzerne Geschirr, das zu der Weinlese dienen soll, hauptsächlich aber die Presse oder Kelter, an allen ihren Theilen, die von dem Most berühret werden können, auf das sorgfältigste, und reinlichste vorher mit warmem, und alsdann erst mit kaltem Wasser gewaschen und gesäubert werden.

Die Fässer zum Einfüllen des Mostes dürfen beyleib keinen dumpfigen, schimmlichten, oder andern widerwärtigen Geruch behalten, den der neue Most annehmen, und erst nach seiner Vergährung äußern könnte und würde. Es müssen also die Fässer, nach herausgenommenen Böden, an die Luft gelegt, mit Wasser und stumpfen Besen fleißig ausgewaschen, die gereinigten Böden wieder eingesezt, sodann die Fässer mit frischem Wasser ausgeschwenkt, und mit dem bekannten Einschlag, oder Muscatnüssen ausgebrennnt werden, damit nicht der geringste Ansaß Item der Fässer.

satz von Geruch oder Gestank zuruck bleibt, welcher dem künftigen Weine schädlich werden könnte. Die Folgen eines eingezogenen widrigen Geruchs brechen alsdann erst aus, wann sich der neue Most völlig vergohren hat, und sich zu einem wirklichen Weine aufzuklären beginnet. Um so nöthiger sind also die erst beschriebenen Vorkehrungen.

Gefahr bey der Gährung des Mostes.

Die Fässer müssen, vor dem Einfüllen des Mostes, gut gebunden und verwahret werden. Denn die Gewalt der Gährung, wodurch die inwendige Luft ungemein erweitert wird, ist sehr heftig, und bedarf eines starken Widerstandes von den Gefäßen, wenn sie aushalten sollen. Was sonst durch das Gähren des Mostes für traurige Folgen entstehen können, und, leider! nur allzuoft wirklich entstanden sind, dieses wird unfehlbar einem jeden Orte, wo der Wein gebauet wird, ohnehin bekannt seyn; indem mancher seine

Un=

Unvorsichtigkeit, die er dabey begangen, mit dem Leben hat bezahlen müssen.

Die Zeit zur Weinlese kann nicht wohl durch politische Verordnungen bestimmet und festgesetzet werden, ohne hierüber das Gutachten erfahrner Gebirgskündigen vernommen zu haben, damit es weder zu frühe, noch zu späte geschehen möge; denn beydes wäre dem Wein schädlich.

Das Lesen oder Abnehmen der Weintrauben nach der gewöhnlichen Art, ist unsern Landleuten bekannt genug; nämlich daß es im October, und zwar gegen der Hälfte dieses Monats geschicht. Allein, wie es nach einer gewissen Ordnung und also geschehen solle, damit das, was etwann in demselben Jahre dem Weinstocke von der Natur versagt, oder durch die Witterung an den Trauben verdorben worden, durch Fleiß und Kunst nach Möglichkeit wieder hergestellet werde, hieran wird von unsern Land-

Man soll hauptsächlich auf die Güte des Weins sehen.

Landleuten wenig gedacht. Sie sehen nur auf die Menge, und sehr selten auf die Güte; welches eben die Ursache mit ist, daß die österreichischen Weine, in Vergleichung mit so vielen auswärtigen, in keinem sonderlichen Rufe bey den Ausländern stehen.

Kluge Abtheilung der Traube. Bey dem Lesen, wenn es die Umstände erfordern, soll der folgende dreyfache Unterschied beobachtet werden: nämlich daß die zeitigsten Trauben zuerst und besonders, die angefaulten abermal besonders, und endlich die unzeitig gebliebenen ebenfalls wieder besonders gesammlet werden. Die guten und zeitigsten Trauben dürfen weder im Thaue noch Nebel, am allerwenigsten aber bey regenhafter Witterung, sondern in der Trockene abgelesen werden, um solche vollkommen rein zu erhalten. Hingegen können die zwo leztern Gattungen ohne Anstand, bey jeder Witterung abgenommen, und behandlet werden.

Diese

Diese Vorsicht wird von den schlauen Franzosen bey ihrem Burgunder und Champanier, und auch von den Rheinweinbauern auf das pünktlichste befolget; welches eben die wahre Ursache ist, daß diese Weine in ganz Europa berühmt sind, und gleichsam in alle Welt verführet werden; da indessen die österreichischen Weine, die doch ein viel glücklicheres Klima haben, kaum noch außer ihren Gränzen geachtet sind.

Die Art, die Weintrauben in der Lese mit der Hand abzubrechen, so daß solche mit dem Nagel an dem Daumen von dem Ranken abgeknippt werden, ist platterdings verwerflich. Die Stöcke werden durch diese Gewalt allzusehr erschüttert, daß die besten Körner abfallen müssen; wenige unter dem Ableseren werden sich bemühen, solche aufzuklauben. Das Abschneiden mit dem Messer thut schier die nämliche Wirkung; und es bleiben sehr lange Stiele an den Trauben

Wie die Traubē abzulösen.

stehen. Es wäre demnach am beß-
ten, daß man zu dieser Arbeit klei-
ne, aber doch starke Scheeren ge-
brauchte. Solchergestalt würden
die Trauben nicht nur viel leiser
und kürzer von ihren Stielen ab-
geschnitten; sondern auch wenig
Beerlein auf die Erde, auch we-
nigere Blätter in die Traubenge-
schirre fallen, die nachher mit unter
den Masch kommen und mit der
Zeit den Wein raß und widerwär-
tig machen.

Der Most soll langsam gähren.

Nach dem Lesen soll der Most
nicht lange in den Bodingen oder
Zübern, an der Sonne stehen blei-
ben, damit solcher nicht zu frühe
zum Gähren gezwungen wird.
Je später, länger und langsamer
der Most gährt, desto besser wird
der Wein. Es wäre daher sehr
dienlich, wenn an den Rändern
der Weinberge, eine Art von Hüt-
ten, oder auch nur ein Dach von
Strohe, Schilf, oder Rohr, oder
auch von Brettern, errichtet wür-
de, unter denen die Bodingen und

Masch-

Maschfässer im Schatten stehen könnten. Auch würden solche dazu dienen, wenn es regnen möchte, den Regen von dem Moste abzuhalten; weil der Wein, wie bekannt ist, dadurch geschwächet wird.

Da aber die meisten unserer Weinbauern, schon geraume Zeit vorher, auf das Weinlesen Geld aufnehmen, damit sie leben können, und also aus Nothzwang ihren Most gleichsam von der Presse hindann geben müssen: so ist von dieser Seite wenig Hoffnung, daß nur ein einziger dieser guten Vorschläge in die Ausübung genommen werden sollte. Dahingegen aber wäre zu wünschen, daß die vermöglichern Landwirthe, insonderheit aber die hohen Eigenthümer, so wohl geistlichen als weltlichen Standes, in ihren eigenen Weingebirgen eine verfeinerte Bearbeitung und reinere Wartung sowohl des Weinstockes selbst, als hauptsächlich der Traub en und des

Mostes, durch ihre Beamten und Dienstleute veranstalten und befolgen lassen möchten. Hierdurch würde nach und nach unsern österreichischen Weinen ebenfalls ein unterscheidender Ruhm und Kredit bey den Ausländern verschaffet werden. Es fehlet unserm schönen Lande weder an dem gesegneten Himmelsstriche, noch an der erwünschten Lage der Gebirge, die alleredelsten Weine hervorzubringen; nur fehlet es noch an dem Fleiße und der rechten Art, dieselben gehörig zu bearbeiten.

Die Stiele und Gerippe sind dem Wein schädlich.

Der Most soll nie zu lange, unter den Stängeln und Gerippen vermischt, stehen bleiben, sondern sobald nur möglich unter die Presse gebracht werden. Denn, man muß wissen, daß der Most eben so, wie das Wasser, die herben Säfte und Cruditäten aus den grünen Stielen der Trauben in sich zieht, wovon der Wein, wie ich schon erinnert habe, unschmackhaft wird.

Bey dem Pressen der guten und zeitigsten Weintrauben, ist hauptsächlich darauf zu sehen, daß die ausgereiterten Beere, die durch den großen Reiter fallen, von allen Stielen und Gerippen wohl gereiniget, unter die Presse kommen; welche leztere nachhero unter einer der übrigen Gattungen, nämlich mit den angefaulten, oder unreifen Trauben mit ausgekeltert werden können.

Ich habe die Ehre, hohe Eigenthümer zu kennen, die zu ihrem Tranke die Weinbeere ohne Stiel und Geripp pressen ließen, und dadurch die vortrefflichsten Weine von ihren Gebirgen erhielten. Ja ich habe viefältig bemerket, daß so gar diejenigen, die seit langer Zeit den Burgunderwein zu ihrem Leibtrunke angenommen hatten, solchen gar gerne mit unserm österreichischen rothen Weine vertauschten, der nach der erst gesagten Methode gepreßt, und bearbeitet worden.

Die Fässer sollen anfänglich nicht voll gefüllt werden.

Nach dem Pressen wird der Most in wohl gebundene, und so zu-

zubereitete Fässer eingefüllet, wie ich solche schon oben empfohlen habe. Jedoch sollen die Fässer nicht ganz voll angefüllet seyn, damit, wenn das Gähren allzuheftig werden sollte, man immer etwas weniges von frischem Most zugiessen kann; wodurch das Gähren, gleich einem kochenden Wasser, allemal geschreckt und abgekühlet wird. Ich habe bereits oben gesagt: wie länger und langsamer der Most gähret, desto besser wird der Wein.

Der Most soll nicht bey altem Weine gähren.

Wenn es in des Hauswirths Vermögen steht, einen kühlen und trocknen Ort in seinen Gebäuden zu finden, an dem er seine alten Weine in so lang verwahren kann, bis der junge Most völlig vergohren hat: so kann er nichts bessers thun, als solche aus dem Keller, in dem der Most gähret, herauszuziehen, und erst nach gänzlich geendigter Gährung wieder in denselben einzuräumen, oder auch umgekehrt den Most ausser dem Keller vergähren zu lassen. Die heftigen

Aus-

Ausdünstungen, die bey einer solchen Gährung vorgehen, alteriren die alten Weine, und sie verlieren nachhero sehr viel von ihrer eigenthümlichen Güte.

Wann der Landwirth spüret, daß die Gährung seines neuen Mostes abnimmt: so kann er die Zapfen oder Spünde mit reinen Fetzen umwickeln, und solche gemach in die Spundlöcher eindrucken, aber nicht einschlagen, bis das Gähren vollends vorüber ist; damit die erweiterte Luft in den Fässern kein Unheil anrichtet, und wohl gar die Böden aussprenget. Hört endlich das Gähren völlig auf, so werden alsdann die Fässer voll angefüllet, und die Spünde fest eingetrieben und verbeilt, wie es bey den Weinen üblich ist, die auf ihren Kantern ruhig liegen bleiben sollen.

Was bey u. nach dem Gähren zu thun.

Die Presse, sammt allen ihren zugehörigen Stücken und Theilen, muß nach vollendetem Pressen eben so und wiederum so rein gewaschen,

und ausgelüftert werden, wie es vor dem Traubenlesen geschah. Wird diese geringe Arbeit unterlaßen, oder verabsäumet: so verursachet der in das Holz eingedrungene Most, in demselben eine essigartige Säure, die sich bey dem künftigen Pressen wieder auflöset, und dem Moste mittheilet; welches für den neuen Wein von üblen Folgen werden könnte.

Wie die Weine in den Kellern gewartet, und die Fässer wochentlich oder längstens alle 14. Tage, mit groben rauhen Lumpen gewischt, von dem Schimmel rein gehalten; imgleichen zu gewisser Zeit, oder wann es nöthig ist, angefüllet werden müssen; hievon ist in dem österreichischen Land- und Hauswirthschaftskalender hinlängliche Anweisung gegeben worden.

Vom Nachfüllen.

Ich habe also nur noch zu erinnern, daß zur Nachfüllung eines guten Weins, hinwiederum guter Wein genommen werden solle; schlechte

Fülle

Fülle würde den guten immer schlechter machen.

Die harten und räschen Weine werden, durch das wiederholte Abziehen in andere Fässer, jedesmal geschmeidiger; welches im Jahr ein- auch wohl zweymal geschehen kann. Eben also werden die linden und weichen Weine, durch das Zufüllen eines räschen, welches das Speisgeben genennet wird, härter und lebhafter.

Vom Abziehen des Weins

Zulezt erinnere ich annoch die Land- und Hauswirthe, welche auf gute und reine Weine sehen, und halten, daß sie ihren Wirthinnen nicht gestatten sollen, ihre Vorrathsbehälter in den Kellern zu errichten. Hauptsächlich soll weder Sauerkraut, saure Ruben, stinkender Käs, noch einige Sachen, die einen scharfen beißenden Geruch von sich geben, in den Weinkellern geduldet werden: denn sie haben einen schädlichen Einfluß auf dieselben.

Weinkeller müssen von Gestank rein seyn.

Wenn ich die Schranken eines Lehrbuches für die Landjugend nicht schon überschritten hätte: so wäre hier ein sehr füglicher Ort, von den edlen Weinen des gesegneten Königreichs Ungarn, das fast alle Gattungen von Weinen, welche die übrigen Länder Europens zerstreuet hervorbringen, ganz allein in sich schließet, einige Anmerkungen mit beyzufügen. Allein, der Raum, den ich zu meiner Absicht bestimmet habe, ist angefüllt; ich sage also nur noch: daß der hochberühmte Tokayer der König aller europäischen Weine ist; daß der Oedenburger seinen erhabenen Ruf seit langer Zeit in den meisten deutschen Provinzen mit Recht gegründet und befestiget hat, und daß dem St. Georger und Ratzerstorfer noch keines unserer benachbarten auswärtigen Weinländer den Vorrang hat streitig machen können.

Vorzug der ungarischẽ Weine.

Wäre dieses herrliche Reich mit so geschickten und åmsigen Weinbauern versehen, wie diejenigen

gen Provinzen, die uns dermalen ihre Weine um so theures Geld zuschicken; so würden wir gar bald aller dieser kostbaren Transporte leicht entbehren können. Der Sicksarer, Sigkloser, und mehrere Croatische und Sclavonische Gebirge, bieten uns die beßten Gattungen des so belobten Puntacks dar. Der Ofener, Karlowitzer, Fünfkirchner, u. a. d. würden dem Burgunderwein die Wage halten, wofern sie nach dessen Art bearbeitet würden. Der Schumlauer zeiget alle Eigenschaften des Champaniers, nur fehlet ihm die Zubereitung nach der dortländigen Methode. Der bleichrothe Erlauer würde den angenehmsten Tache abgeben, wenn er unter Hände käme, die eben so mit ihm umzugehen wüßten. Kurzum: ich zweifle ob eine Gattung berühmter ausländischer Weine in unserm Welttheile angetroffen wird, die sich nicht in diesem Reiche befindet,

und von geschickten Winzern herstellen ließe.

Ich endige hiemit meinen wohlgemeynten Vortrag an die lehrbegierige Landjugend; mit dem herzlichen Wunsche, daß dadurch derjenige Endzweck erreichet werden möge, um dessentwillen derselbe abgefasset worden ist.

Regi-

Register.

A.

Acker, wie ein schlechter mit sich selbst zu verbessern, S. 49. Siehe Erde.

Aernte, w.s vor und in der Getraidärnte zu beobachten S. 68. f. was bey dem Einärnten der Sommergesäme zu beobachten S. 74. f.

B.

Brachfelder, sind nur aus Irrthum und Mangel des Dungs eingeführet worden S. 40. Wie solche in künstliche Wiesen zu verwandeln, S. 49. Was bey dem Brachen zu beobachten S. 50. Unterschied des Brachens im nassen Grunde und im trockenen, ebend. Wie die Brachfelder zu Sommerpflanzen für die Manufacturen und Fabriken anzuwenden, S. 53. f.

Bienen, sind ihres trefflichen Nutzens halber dem Landmanne nachdrücklichst zu empfehlen, S. 170. Mittel wider ihre Krankheiten S. 171. f.

Brand an den Feldfrüchten, woher er entsteht, S. 78. dessen Kennzeichen und schädlicht Wirkungen, ebend. Wider denselben scheint kein Mittel zu seyn, S. 79.

D.

Dreschen, was dabey in Acht zu nehmen, S. 79. f. Was für Vorsicht bey den Lohndreschern zu gebrauchen, S 80. f. Siehe Getraid.

Dung, dessen Nothwendigkeit und Wirkungen in dem Feldbaue, S. 15. f. Bestandtheile des Dunges S. 16. f. Nicht jede Art von Dung

schickt

schickt sich auf jedes Feld, S. 17. f. Wie der Dung zu vermehren und zu verbessern, S. 20. f. Verschiedene Gattungen des künstlichen Dunges, S. 21. f. Was von der Dunglauge und dem Dungsalze zu halten, S. 22. f.

Dungsalz, und Dunglauge. Siehe Dung.

E.

Ege, der Landmann sollte, nebst der hölzernen, auch eine mit eisernen Zinken haben, S. 44. f. wie beede gebaut seyn, und gebraucht werden sollen, ebend.

Enten. Siehe Geflügelvieh.

Erde, eine jede, so lang sie pur und unvermischt bleibt, ist unfruchtbar, S. 2. Was ein leichter und hitziger, oder schwerer und kalter Grund, und warum keiner von beyden fruchtbar ist, S. 3. f. Der schwarze oder der dunkelgraue Grund ist der beßte; dessen Bestandtheile und Eigenschaften, S. 5. f. Wie überhaupt alle schlechten Gründe durch die Vermischung zu verbessern, und tragbar zu machen, S. 9. f.

F.

Färberröthe, die österreichische hält jeder ausländischen die Wage, S. 181. Kömmt in jedem Boden gut fort, S. 182. f. Wie sie anzubauen, fortzupflanzen, und zu behandeln, S. 182. f.

Feld, was ein beurbartes Feld heißt, S. 68. f. Was ein Winterfeld, und Brachfeld ist. S. 38. f.

Flachs, und Hanf. S 177 — 179. f.

G.

Gänse, siehe Geflügelviehe.

Garten, wie solcher am beßten zu verzäunen, S. 197. f. Von den eigentlichen Pflanzen eines Küchengartens, und deren nothwendigen Begießung, S. 200. f. Verschiedene Gattungen der Obstbäume, S. 206. f. Ein großer Baumgarten bedarf einer eigenen Baumschule, S. 208. Von der Versetzung der Bäume S. 218. f. Siehe auch Pfropfen.

Geflügelvieh, welche Gattungen dem Landmann nützlich S. 163. f. Von der Gänszucht, S. 164. f. Von den indianischen Hünern, und ihrer besondern Mastungsart, S. 165. f. Von Enten, S. 167. f. Von den gemeinen Hünern, ebend. f. wie die Kapaunen zum Führen der jungen Hünlein abzurichten, S. 168. Tauben sind mehr schädlich als nützlich, S. 169.

Gerste, deren verschiedene Gattungen, S. 65. welche die vorzüglichste darunter, ebend. Wie viel davon bey dem Bearbeiten verlohren wird, S. 71.

Getraid, wie das neue in den Scheuern zu legen, S. 68. f. woran die Reife des Getraids zu erkennen S. 70. Was durch das Einbrechen verstanden wird, ebend. Welches Getraid geschnitten, und welches hingegen gemähet werden solle. S. 71. f. Wie und bey was für Witterung jede Getraidart zu dreschen, S. 79. f. Von der Reinigung des Getraides, S. 82. f. wie und wo solches aufzubewahren. S. 83. f. was wider die Würme und Mäuse vorzukehren, S. 84 — 88.

H. H.

H.

Haber, dessen zerschiedliche Sorten, S. 65. f. Unter solchen ist der braune der beßte, ebend. Gebrauch desselben für Menschen und Viehe S. 66.

Heidekorn. Siehe Aernte.

Heu, wann und wie es zu mähen, zu dörren, und einzuärnten, S. 109. f. Das Heu soll in drey Klassen abgetheilet werden, S. 112. Nutzen dieser Abtheilung S. 113. Ueberschwemmtes Gras wie damit zu Werke zu gehen S. 116.

Hirsen. Siehe Aernte.

Hopfen. S. 180. f.

Hüner. Siehe Geflügelvieh.

Hutweiden, oder sogenannte Oeden, wie solche in fruchtbare Aecker, oder Wiesen umzuändern, S. 26. f. Unterschiedliche Gattungen und Eigenschaften derselben, ebend. Wie und wann solche das erstemal umgerissen, gereiniget, und besäet werden sollen S. 36 — 98.

J.

Indianische Hüner. S. Geflügelvieh.

K.

Klee, dessen verschiedene Arten, S. 97. f. Was für einen Boden jede Kleeart erfordert, S. 99. Wie er anzupflanzen, S. 101. f. Wie oft jede Gattung im Jahre abgeschnitten werden kann, S. 107. f. Wie solcher gejätet werden muß. S. 105. Wie der Kleesaamen zu erziehen, S. 106. Wie der Klee zu verfüttern, S. 107. f. Wie der erübrigte Klee zu Heu gemacht werden soll. S. 108.

Korn, welches die beßte Gattung sey. S. 64. Wie viel davon verlohren geht, bevor es auf den Speicher gebracht wird S. 71.

Kornwürme. Siehe Getraid.

L.

Linsen. Siehe Aernte.

M.

Mäuse, wie das Getraid vor solchen zu verwahren, S. Getraid.

Mergel, dient den Letten- oder Laimengrund zu verbessern, S. 13. f. Wie auch die Sandfelder und Wiesen, ebend. Wo der Mergel zu finden, S. 10. f. Dessen Nutzbarkeit und vortreffliche Eigenschaften, S. 14. f. 22. f. Dessen zerschiedene Farben, Bestandtheile und Kennzeichen, S. 23.

Mistgrube, muß ihre gehörige Feuchte haben, S. 19. In dieselbe soll die Jauche oder der Urin aus den Ställen geleitet werden, S. 21.

Mohn, oder Maagensaamen, giebt ein treffliches Oel, S. 194. Dienet sonderlich in Mähren und Böhmen zu einem guten Gewerbe, ebend. Wie derselbe anzupflanzen, und zu behandeln S. 194. f.

N.

Neubrüche, was sie sind. S. 38.

O.

Obstbäume. Siehe Garten, item pfropfen.

Ochsen, sind dem Landmanne anzurathen, S. 124. Wie solche erzogen, und zur Arbeit gewöhnet werden sollen, S. 125.

P.

Pferch oder Hortenschlag, wie damit zu düngen, S. 54. 148.

Pferde, worauf man bey denselben zu sehen hat, S. 120. f. Werden mit besserm Vortheile erzogen, als gekauft, S. 121. Wann ein junger Hengst geschnitten, und wie ein junges Pferd zur Arbeit gewöhnet werden soll, S. 122. Wartung der Pferde S. 123. Von den Krankheiten derselben S. 124.

Pflug, derselbe ist fast in jedem Lande anders beschaffen, S. 41. Der mit dem beweglichen Streichbrete ist allen andern vorzuziehen, S. 42.

Pfropfen, bey welchen Bäumen es am beßten von statten geht, S. 206. Wann und wie solches geschehen solle, S. 209. f. Vom Oculiren der Bäume S. 209. 211. Vom Schäften der Bäume S. 213. Vom Absäugen der Bäume S. 214. Reißer von verschiedener Art auf einem fremden Stamm pfropfen ist unnütz, S. 216. Wie das Baumwachs zuzubereiten, S. 217.

R.

Reichkorn. Siehe Korn.

Rübsaat, S. 180.

Rübsaamen, welßer soll in die Stoppelfelder gesäet werden, S. 52.

Rühren, den Acker rühren, was es ist, S. 51.

S.

Saamen zur Sommer- und Wintersaat, wie er beschaffen seyn soll, S. 59. Wie der beßte zu erhalten steht, ebend. Wie ein guter Theil von der Aussaat ersparet werden kann, S. 60. Das

Einquellen des Saamens wird verworfen S. 60. f.
Säen mit der Hand ist besser als mit Maschinen, S. 62. f. Wie mit der Hand gesäet werden soll, und bey welcher Witterung, ebend.
Safran, der österreichische hat vor allen den Vorzug, S. 189. Erziehung und Bearbeitung desselben, S. 189. f.
Schafzucht, warum sie bisher vernachläßiget worden, S. 133. was durch die eiserne Schafe zu verstehen, S. 134. Von Verfeinerung der Wolle, S. 135. f. Kennzeichen eines guten Mutterschafes, S. 137. item eines guten Widders, S. 138. f. Von Verwechslung der Widder, S. 140. Wann die Widder zu den Schafen zu lassen; wie viele Schafe einem Widder zuzugeben sind, S. 140. f. Nöthige Wartung und Pflegung sowohl der Lämmer, als der Mutterschafe S. 141 — 147. Die Widder sollen von den Schafen abgesöndert bleiben. S. 147. Was bey der Schur zu beobachten. S. 149. f. Wie die Schafe im Herbst zu mustern, S. 151. f. Die Nässe ist den Schafen gefährlich, S. 152. f. Von der Stallung der Schafe, S. 153. Von den Krankheiten derselben S. 155. f.
Sommerfrucht, wie und wann sie anzubauen, S. 52. f. S. 58.
Schard, der zum Grünfärben, wächst sehr reichlich im Marchfelde S. 188. Kennzeichen und Nutzen desselben, ebend. f.
Schweine, mit solchen soll sich der Landmann nicht überladen S. 157. Von der Vermischung der

Schweine, und Aufstellung der Jungen, S. 159. Von dem Mästen der Schweine. S. 160. f. It. Von den Krankheiten derselben, S. 161. f. Sind den Feldern schädlich und daher überhaupt im Stalle zu erhalten, S. 162.

Seidenbau, S. 175. f.

Sommerfutter, künstliches, für Zug- und Melkvieh, S. 55. Das Gras von den Wiesen soll im Sommer nicht verfüttert werden S. 96.

Sommerpflanzen zur Nahrung und Handelschaft, worin sie bestehen, S. 55. wie solche in den Brachfeldern anzubauen. ebend.

Sümpfe und Moräste wie sie beurbaret werden sollen. S. 28. 32. f.

Süßholz, von dessen Nutzen und Erziehung, S. 191.

Stoppelfeld, wie es vortheilhaft zu benutzen, S. 52.

T.

Tabakbau, S. 180.

Tauben. Siehe Geflügelwerk.

U.

Unkraut, davon sind die Feldfrüchte rein zu halten, S. 66. f. S. 92. Unterschiedene Geschlechter desselben, S. 67.

Unziefer, wird in den Saatfeldern durch das Walzen vertilgt S. 48.

Viehseuche, das sicherste Mittel darwider ist das Stallfüttern S. 131. f.

Viehzucht, Eigenschaften einer guten Zuchtkuhe, S. 126. It. eines guten Stiers, S. 127. wie solcher zu halten S. 128. Wie mit den Zuchtkälbern umzugehen, S. 129. f. Ein Mittel zur Erhaltung der Gesundheit des Rindviehes S. 132.

W.

Waid zum Blaufärben, wird in Schlesien und Böhmen häufig gebauet, S. 185. f. Von der Art denselben zu bauen, und zu behandeln, ebend. f.

Wald- oder wilde Bäume, könnten und sollten von den Landwirthen zu Bau- und Brennholze gepflanzet werden, S. 219. f. Was für Boden sich zu jeder Gattung wilder Bäume schickt, S. 221. f.

Walze die gemeine Stachelwalze, S. 46. Beeder Gebrauch, ebend. f. Nützliche Anwendung der gemeinen Walze bey der Winter- und Sommersaat, S. 47.

Wein, wie der österreichische, gleich einem ausländischen, berühmt zu machen wäre, S. 253. Guter Wein soll mit keinem schlechten nachgefüllt werden, S. 262. Wie so wohl der räsche als weiche Wein gemäßiget werden kann, 263. Die Weinkeller müssen von allem, was einen scharfen beißenden Geruch führt, rein bleiben ebend. die ungarischen Weine würden allen europäischen Weinen gleich, wo nicht zuvorkommen, falls sie eben so, wie diese, bearbeitet würden. S. 264. f.

Weingärten, sollen nur auf Anhöhen, und nicht in der Ebne angelegt werden. S. 226. f. Von der gehörigen Lage eines Weinbergs, S. 227. Wie der Grund desselben zu prüfen, und zu verbessern, S. 228. f. Was von dem Vorschlagen und den Sturzreben zu halten, S. 231. Die beßte Art, einen Weinberg zu bepflanzen, S. 233. f. Von dem Fastenhauen, und Jäthauen, S. 238. f. woher die Gabler entstehen, und wie sie auszu-

rotten S. 239. f. Die zusammengerollten Rebenblätter sollen abgenommen und verbrennt werden, S. 241. Von dem Bandhauen S. 242. Von dem Düngen der Weinberge S. 243. f. Von den Gruben und Einsenken der Reben, S. 244. Nöthige Beobachtungen bey dem Schneiden, S. 247. f. In den Weinbergen sollen keine fremden Nebenpflanzen geduldet werden, S. 249. f.
Weinlese, vor derselben müssen die Fässer und Gefäße, welche zum Most zu brauchen, wohl gesäubert werden. S. 250. f. Nöthige Vorsicht wegen der Gährung des Mostes. S. 251. 259.—262. f. Von der Sortirung der Trauben, S. 254. f. Wie die Trauben abzunehmen, S. 255. f.
Wenden, einen Acker was es heißt, S. 51.
Wicken. Siehe Aernte.
Wiesen, natürliche und künstliche S. 90. f. Wie den sauren zu helfen, S. 91. Wie die Wiesen gedunget, und durch die Vermischung verbessert werden sollen, ebend. Von dem Wässern der Wiesen, S. 95. Auf solchen sind keine Bäume noch Sträuche zu dulden, ebend. Von der Verzäunung der Wiesen 96.
Winterfrucht, wie und wann sie anzubauen, S. 49. f. Die Zeit dazu wird durch eine allgemeine Regel bestimmt, S. 58.
Wolle. Siehe Schafe.
Wüsteneyen. S. Hutweiden.

E N D E.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wiegand, Johann,

Handbuch für die Österreichische Landjugend zum Unterricht einer wohlgeordneten Feldwirthschaft

Wien 1771

Oecon. 1893
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10299710-5
VD18 13760785